

F

<36620193140012

Die

Töchter des Vatican.

Roman in drei Bänden

von

Ernst Willkomm.

Erster Band.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1860.



Die
Töchter des Vatican

von

Ernst Willkomm.

Inhalt.

Erstes Buch: Der Seiltänzer.

Zweites Buch: Römische Anknüpfungen.

Erstes Buch.

Der Seiltänzer.



Erstes Kapitel.

Nach dem Brande.

Die Feuersbrunst hatte den ganzen Tag gewüthet und einen ansehnlichen Theil der Stadt in Asche gelegt. Von der Hitze des Julitages und lebhaftem Winde unterstützt, war den gefräßig um sich greifenden Flammen kein Einhalt zu thun. Erst gegen Abend, als ein rettender Gewitterregen niederging, gelang es, das entfesselte Element wieder zu bändigen und dem Brande bestimmte Grenzen zu setzen. Die untergehende Sonne, der gegenüber im Osten ein farbig glänzender Regenbogen stand, beschien nur rauchende Trümmer, rothe, aus Gluthhaufen emporzüngelnde Flammen und eingestürzte Mauern, zwischen denen noch halb verbranntes Gebälk glimmte.

Während der Dauer des Brandes hatte Jeder nur an sich und die Seinigen gedacht, jetzt, wo man sich sagen konnte, daß die Gefahr vorüber sei, richteten

Viele ihr Augenmerk auf den Ort, wo zuerst die verderbliche Lohe bemerkt worden war.

Die Stadt gehörte zu jenen schlecht gebauten, größtentheils mit Schindeln gedeckten Mittelstädten Deutschlands, deren es noch jetzt eine beträchtliche Anzahl gibt. Sie war wohlhabend, stark bevölkert und nährte sich vornehmlich durch die lebhafte Fabrikthätigkeit ihrer strebsamen Einwohner. Tuchwebereien, Nadel- und andere Fabriken gaben ihr von Weitem ein ganz stattliches Ansehen. Gerade zwischen einigen dieser hochstockigen, ganz aus Holz aufgeführten Gebäude war das Feuer in einer Scheuer ausgebrochen, hatte schnell die nächsten Häuser ergriffen, dann den schräg gegenüber stehenden, mit roth gemalten Schindeln bedeckten Thurm der alten Spitalerkirche erfaßt und so der ganzen Stadt den Untergang gedroht.

Die erwähnte Scheuer gehörte zu einem stark besuchten Gasthofe, in welchem vorzugsweise Frachtfuhrleute verkehrten. Vor Kurzem hatte sich in demselben für unbestimmte Zeit eine Gesellschaft reisender Seiltänzer einlogirt, welche mit Erlaubniß der hohen Obrigkeit eine Reihe von Vorstellungen geben wollte. Der Chef oder Director dieser Gesellschaft stand noch in Unterhandlung mit der Behörde eines Kunststückes wegen, das den wackern Bürgern, in deren Händen die Zügel der städtischen Regierung lagen, gar zu halsbrecherisch

und deshalb bedenklich erschien. Es sollte nämlich ein sogenanntes Thurmseil aufgespannt werden. Als einen geeigneten Anknüpfungspunkt für dasselbe bezeichnete der Director das oberste Giebelfenster des Marstalles und Kornschüttbodens, eines sehr großen, massiven Gebäudes, das ziemlich im Mittelpunkte der Stadt lag. Das Seil mußte, um nicht gar zu steil von der Erde zur Giebelhöhe erwähnten Gebäudes aufzusteigen, quer über die niedrigen Häuser einer Straße gezogen werden.

Es kostete dem Director der Gesellschaft, der ein stattlicher Mann mit auffallend feinen Manieren war, nicht geringe Ueberredungskünste, ehe es ihm gelang, die weisen Häupter des Rathscollegiums von der Ungefährlichkeit seines Kunststückes zu überzeugen. Die Erlaubniß zur Aufspannung ward gegeben, und noch an demselben Abend beschäftigte sich die Gesellschaft der reisenden Künstler in der leer stehenden Scheuer mit Entrollung des mächtigen Seiles und mit Durchsicht ihrer Garderobe, die sie in Kisten und Koffern mit sich führte.

Spät Abends war der Director Frontelli in eigener Person mit einer großen Laterne aus dem Thor der Scheuer getreten und hatte diese verschlossen. Einige Stunden später schlugen die Flammen aus dem Dache und schon bei Sonnenaufgang brannte der schlanke Thurm der Spitalerkirche.

In der ersten Aufregung und im wilden Durcheinander der Rettenden, Flüchtenden, Jammernden dachte Niemand an die Entstehungsursache des entsetzlichen Unglückes, das Hunderte obdachlos, Viele wohl auch für längere Zeit brodlos, wo nicht gar zu Bettlern machte. Um so lauter aber deutete man nach Beseitigung der Gefahr auf die wahrscheinlichen Urheber des Brandes. Es leuchtete Allen ein, daß nur die unnützen Seiltänzer in ihrer Fahrlässigkeit die Scheuer in Brand gesteckt haben mußten. Wenige gingen noch weiter, indem sie die dreiste Behauptung aufstellten, das fremde Volk habe aus Bosheit, aus Rachsucht oder sonst einem Grunde das mit Stroh bedeckte Gebäude angezündet. Lag nun auch dieser letzteren Aufstellung nichts Haltbares zu Grunde, so war doch die Annahme mehr als wahrscheinlich, daß strafbarer Leichtsinn den Brand veranlaßt habe.

Schon zur Beruhigung der aufgebrachten Gemüther war eine Vernehmung des Directors Frontelli und seiner Gefährten geboten. Diese ergab indeß nichts Gravirendes. Frontelli läugnete nicht seine späte Anwesenheit in der Scheuer, dagegen konnte er nachweisen, daß das Feuer drei Stunden später erst ausgebrochen war und zwar auf dem Boden der Scheuer, den er selbst und seine Leute nicht betreten durften. Irgend ein unglücklicher Zufall mußte demnach das Un-

glück veranlaßt haben, nur daß eine böswillige Absicht dabei im Spiele gewesen sein sollte, schien mehr als unwahrscheinlich. Die Seiltänzergesellschaft hatte ihre ganze Habe, alle Garderobestücke und Utensilien, deren sie bei ihren Vorstellungen bedurfte, verloren, und war unter den vom Brande Betroffenen jedenfalls am meisten mit zu beklagen.

Obwohl im Hinblick auf das betrübende Ereigniß die Gesellschaft selbst nicht daran denken konnte, sogleich die Vorstellungen beginnen zu lassen, verfehlte der Director doch nicht, dem Stadtrathe die Bitte um Gestattung eines längern Aufenthaltes vorzutragen. Frontelli's Gewandtheit und angenehmem Wesen gelang es auch wirklich, die Herzen der Väter der Stadt zu erweichen, und die ihm und seiner Gesellschaft vor Ausbruch des Feuers bewilligte Frist wurde großmüthig auf das dreifache Maß verlängert.

Ungern unter den Rathsherren sah diesen Beschluß seiner Collegen nur Herr Mathias Grant, ein sehr begüterter Mann und Inhaber der größten Wollenspinnfabrik, die jetzt leider in einen glühenden Schutthaufen verwandelt war. Er hatte gegen eine Verlängerung der Erlaubniß des Aufenthaltes gestimmt, wie er auch am längsten das Thörichte des Unternehmens hervorzuheben sich bemühte, das er in der Besteigung des Thurmseiles erblickte.

Er sah dem fremden Manne, der einen geborgten Rock trug, finster nach, als dieser die große, dunkle Rathsstube verließ.

„Werther Herr Grant," sprach Senator Dobbert, sich freundlich seinem grollenden Nachbar zuwendend, „gestatten wir den armen Menschen den Aufenthalt nicht, so müssen sie entweder den Gensdarmen als bettelnde Vagabunden in die Hände fallen oder wir müssen sie ernähren. Nackt und blos sie auf der Straße liegen zu lassen, wäre unchristlich."

„Sehr wahr, Herr Senator," erwiderte Grant, „wir bürden uns nur gar zu viele zweifelhafte Subjecte auf einmal auf. Ich würde nicht weiter davon sprechen, lebten wir still und zufrieden wie sonst. Blüht das bürgerliche Geschäft, so geniren ein paar herumlungernde Schmarotzer mehr oder weniger gar nicht, wenn aber Alles stockt, wie es nach dieser Calamität kaum anders sein kann, dann hat man heilige Pflichten gegen seine Nächsten mehr als zu viel zu erfüllen. Sie scheinen ganz vergessen zu haben, daß die beiden Gypsarbeiter aus Lucca, die schon vor drei Monaten um Erlaubniß anhielten, bis Mitte Herbst dieses Jahres hier ihre Künstlerwerkstatt aufschlagen zu dürfen, gleiches Loos mit so vielen unserer Mitbürger trifft. Die armen Teufel sind auch abgebrannt. Ihre Nachbildungen älterer und neuerer Kunstwerke liegen verkohlt,

zerbrochen im Schutt, und was wird die Folge davon sein? Daß die Brüder morgen oder übermorgen mit einer Bittschrift vor uns hintreten und ebenfalls um verlängerten Aufenthalt ansuchen, damit sie den gehabten Schaden wieder einholen können."

„Den Lucchesen haben Sie doch selbst das Wort geredet," warf ein jüngeres Rathsmitglied ein.

„Allerdings," versetzte Grant. „Nachdem ich die Arbeiten der Leute in Augenschein genommen und mich überzeugt hatte, daß sie etwas zu leisten vermöchten, glaubte ich ein gutes Werk zu thun, wenn ich sie empföhle. Die Mehrzahl unserer Mitbürger versteht wenig genug von Kunst, obwohl sie schlechte oder doch sehr mittelmäßige Bilder in Menge kauft. Da dachte ich, das Betrachten gelungener Nachbildungen anerkannter Meisterwerke der Sculptur könne bildend auf den Geschmack der Aufgeweckteren, Urtheilsfähigeren wirken. Bildung des Geschmackes aber halte ich, wie überhaupt alle Bildung, für einen großen Fortschritt. Wo sich der Kunstsinn im Volke entwickelt findet, da braucht man vor der Zukunft nicht bange zu sein. Es ist das weit besser, als manches Andere, worauf sehr respectable Leute so großen Werth legen!"

Grant's Auge streifte bei den letzten Worten ein älteres Rathsmitglied, den Senator Unstätten, der es oft ausgesprochen hatte, daß er in allen künstlerischen

Erzeugnissen nur die Ueberbleibsel heidnischer Liebhabereien erblicke.

„Man weiß, daß unser Herr College eine Scheu vor jedem Kreuze hat," sprach Unstätten, den stechenden Blick des Fabrikherrn mit einem noch stechenderen erwidernd.

„Namentlich wenn es uns von fremder Hand unerbeten auferlegt wird," entgegnete Grant. „Des Kreuzes gibt es wahrlich genug im Leben, man braucht nicht erst lange danach zu suchen, gute Büsten und Statuetten aber sind selten, und doch gewähren sie Jedem, der ein gesundes Auge hat und Sinn für das Schöne in Kunst und Natur, einen reinen geistigen Genuß."

Unstätten lächelte cynisch, erwiderte aber nichts.

„Der geehrte Herr College muß das besser verstehen, als wir," fiel Senator Dobbert ein. „Von einer Römerfahrt muß man doch Früchte mit nach Hause bringen."

„Ich denke, Sie kennen meine Gesinnungen," sprach Grant. „Zu Schwärmereien lasse ich mich nicht mehr fortreißen."

„Das heißt," unterbrach ihn Unstätten, „Sie werden abermals als Freund der Gypsarbeiter auftreten, wenn die Lucchesen mit dem angedeuteten Gesuche vor uns erscheinen sollten."

„Ich werde thun, was ich für meine Pflicht halte, und meine Ansichten jederzeit, und zwar durch Gründe erläutert, darlegen.“

Unstätten verbeugte sich, indem er gelassen erwiderte:

„In einem Collegium, wie das unsrige, ist männlicher Freimuth immer zu schätzen.“

Mathias Grant wollte eine gereizte Erwiderung geben, besann sich aber noch zu rechter Zeit, da er sich ja sagen mußte, daß der hart betroffenen Stadt und deren Bürgern nichts mehr Noth thue, als einiges Handeln der Obrigkeit. Er ließ deshalb die letzte Bemerkung seines immerwährenden Antagonisten unbeachtet, indem er sich an das jüngere Rathsmitglied mit der Frage wandte:

„Finden Sie denn auch, daß dieser gewandte Seiltänzer, der Häuser und Thürme mit fabelhafter Sicherheit auf kaum zwei Zoll breitem Seile erklimmen soll, ein interessanter Mann ist?“

Der Gefragte zuckte die Achseln, indem er erwiderte:

„Darüber müßte man das Urtheil von Frauen einholen.“

„Von Jugend auf,“ fuhr Grant fort, „kann der noch junge Mann unmöglich einer so entsetzlichen unwürdigen Beschäftigung sich hingegeben haben. Er hat

zu viel Tournüre, zu viel Gewandtheit im Ausdruck. Wer weiß, welche Verhältnisse, welche trüben Schicksale ihn eine Laufbahn zu betreten zwangen, die er vielleicht selbst gering schätzt."

„Um so mehr thun wir unsere Pflicht als christliche Obrigkeit," fiel Unstätten wieder ein, „wenn wir dem Manne Gelegenheit geben, über sich, seine Lage, sein Leben und Wirken nachzudenken. Gott kann noch Großes mit ihm vorhaben, und darum ließ er über ihn und seine Gefährten dies Unglück kommen."

Mathias Grant schob seinen Sessel zurück und erhob sich.

„Vielleicht könnte man auch sagen," fügte er spöttisch hinzu, „der liebe Gott hat anderthalbhundert Häuser in Rauch und Flammen aufgehen und fünfhundert Personen größtentheils um all das Ihrige kommen lassen, um einen kräftigen Menschen mit gesunden Gliedmaßen, die er wie ein Affe zum Springen und Klettern benutzt, zur Erkenntniß seines jämmerlichen Lebenswandels zu bringen. In der That, ich finde diese Auffassung so einzig und groß, daß ich mich selbst bedaure, weil ich so ungläubig bin und da oft noch dicke Finsterniß sehe, wo man hell brennende Kerzen pyramidalisch gerade vor mich hinstellt."

Senator Unstätten schlug die Augen zum Himmel auf, als wolle er sagen: der Mann ist und bleibt ein

Heide, Mathias Grant aber, dem sich Dobbert zugesellt hatte, empfahl sich dem präsidirenden Bürgermeister und verließ mit seinem Collegen den Rathssaal.

Als beide Männer die Mitte der alterthümlichen, mit hohem, kunstvoll geschnitztem Geländer umgebenen Wendeltreppe erreicht hatten, blieb Mathias Grant stehen und sagte zu seinem Begleiter:

„Wissen Sie, was ich in diesem Augenblicke von Grund der Seele bedaure, Herr College?“

„Ich kann es mir denken,“ erwiderte Dobbert. „Es wäre Ihnen wie wohl auch Andern lieber, die Bürger hätten einen etwas freisinnigeren Mann, als gerade diesen starr *orthodoxen* Katholiken, in den Rath gewählt.“

„Jedenfalls würde das Gemeinwesen sich besser dabei stehen und der beschwingte Fuß des Zeitgeistes nicht mit schweren Hemmschuhen belastet werden,“ sagte Grant. „Den Wunsch indeß, der sich in meinem Herzen regt, haben Sie damit nicht bezeichnet. Eigentlich ist es schlecht, daß man sich von solchen Gedanken an's Leitseil legen lassen kann, ich gebe es zu, und dennoch wird jeder Verständige, welcher die Zeitereignisse richtig auffaßt, ihn verzeihlich finden. Mit einem Worte: ich wollte, die katholische Kirche wäre von dem Feuer bis auf den Grund zerstört worden!“

Die Rathsherren traten eben aus der Thür des

alten Rathhauses, und gerade vor ihnen erhoben sich Trümmer der gewaltigen Brandstätte, geborstene, von Rauch geschwärzte Mauern, verkohltes Gebälk, von gelblichem Rauch umbrodelt, hin und wieder auch rothe Lohen, in grellem Glühen aus wüsten Schutthaufen aufzuckend. Hoch empor aus diesem Chaos der Zerstörung ragte unversehrt das hochgiebelige Dach der katholischen Kirche. Ein Thurm zierte das kaum vierzig Jahre alte Gebäude nicht, aber auf der hohen, nach Osten gekehrten Giebelseite blitzte ein stark vergoldetes Kreuz bald im sanften Dämmerlicht des Mondes, der durch wolliges Gewölk flimmerte, bald stärker leuchtend in der rothen Gluth der Flammen, die wie böse Geister über der Brandstätte schwebten.

„Verlassen Sie sich darauf, Herr College," fuhr Mathias Grant lebhafter fort, da Senator Dobbert ihm auf seine Bemerkung jede Antwort schuldig blieb, „dieser Zufall, der sich ganz natürlich durch die Richtung des Windes und durch den Zug, welchen die Flammen nehmen mußten, erklären läßt, wird von der Schaar jener frommen Finsterlinge, die seit einer Reihe von Jahren auch bei uns leider nur zu viele Anhänger gefunden haben, zu ihren geheim gehaltenen Zwecken sehr geschickt ausgebeutet werden! Die alte Spitalerkirche, eine der ersten, in denen die Lehre des Reformators siegreich ihren Einzug hielt, muß gleich zu Anfange des

Brandes Feuer fangen und als rechte Brandfackel die Stadt vollends anzünden, und an dem massiven Gebäude der katholischen Kirche, wo der Windzug die fürchterliche Feuerwoge in zwei Arme spaltete, bricht sich die Gewalt der Flammen, sie umzingeln, umbrausen sie, ohne sie ernstlich zu beschädigen, und vereinigen sich dann wieder in dem Holzgerümpel alter Häuser zu neuer verheerender Thätigkeit! Wie gesagt, dem Vernünftigen erklärt sich das Geschehene ganz von selbst, die Blinden im Geiste aber, die immer mit Anderer Augen sehen, durch Anderer Gedanken die eigenen wecken oder vielmehr einschläfern lassen, werden nicht viel weniger als ein offenbares Wunder darin erblicken wollen!"

„Nach meiner Ansicht wird Niemand davon sprechen," meinte Dobbert. „Es wäre ja höchst unklug, denn eine Aeußerung dieser Art würde eine sehr ärgerliche Spannung zwischen Protestanten und Katholiken hervorrufen, bei welcher die Letzteren sich doch nur im Nachtheile befänden."

„Das glauben Sie, Herr College?" versetzte Grant. „Dann kennen Sie die Stimmung sehr schlecht, die sich in den letzten zwei bis drei Jahren hier wie allerwärts festgesetzt hat. Unstätten wird es schon anzuzetteln wissen, daß gewisse Leute davon reden. Ich sah ihm das an den Augen an. Der Seiltänzer, der ihm als Repräsentant einer untergeordneten, brodlosen Kunst nicht

blos gleichgiltig, sondern wahrscheinlich auch zuwider ist, wird nur deshalb von ihm protegirt, weil er an den Pater Lorchheimer eine Empfehlung mitgebracht hat und sehr regelmäßig die Frühmesse besucht. Meine beiden Gypsmodellirer aus Lucca sind ungleich weltlicher gesinnt oder besitzen weniger Uebung im Heucheln. Sie tanzen lieber oder klimpern auch selbst gelegentlich eines ihrer einfachen Stückchen auf der schlechtgestimmten Leier, die sie aus ihrer schönen Heimath mitgebracht haben. Das ist's, was dem frommen Herrn von der rechten Altgläubigkeit nicht behagt, und darum wird er und sein Anhang den schönen Satz aufstellen: der schreckliche Brand sei eine Strafe gewesen für die Ungläubigen, die Ketzer, die Spötter und Abtrünnigen, die Gläubigen aber und ihr Gotteshaus habe Christus selbst durch seine unsichtbaren Boten in Schutz genommen!"

„Sie ereifern sich über ein Phantom," versetzte der verstandeskalte Dobbert. „Früher waren Sie ganz anders, toleranter, möchte ich sagen, obwohl man Sie jetzt noch weniger als sonst für einen Heiligen halten möchte. Wie kommt das, Herr College? Sollte Ihre Reise nach Italien, von der Sie so lange sprachen, schuld daran sein?"

„Ich will und kann nicht widersprechen," sagte Mathias Grant, lebhaft neben Dobbert fortschreitend, dessen Wohnung in einer von dem Feuer zur Hälfte zerstörten

Straße lag, „daß ich seit meiner Rückkehr aus jenen paradiesischen Gefilden alle kirchlichen und religiösen Angelegenheiten mit ganz anderm Auge betrachte, als vor meiner Reise. Ich verhehle Niemand, daß ich im Glauben äußerst schwach bin, daß ich die regelmäßigen Kirchengänger nicht liebe, und daß ich jeden Versuch unterstützen werde, der von entschlossenen Köpfen gemacht wird, der Verdummung des Volkes durch Priesterwort und was daran hängt, Grenzen zu setzen. Ohne Religion kann die Menge nicht sein, das sehe ich ein, es ist aber eine Abscheulichkeit, die Religion zum Deckmantel schlechter Zwecke zu machen, und zu diesem Behufe Lehren zu erfinden, an welche der Stifter des Christenthums ganz gewiß nicht gedacht hat. Aus diesem Grunde, mein werther Herr College, habe ich mich von allem kirchlichen Zwange losgesagt und bin ein Vertheidiger derer geworden, die sich zu einer neuen Gemeinschaft zusammenthun, in der sie Gott dienen, ohne sich systematisch in solchem Dienste zu verdummen."

„Sie werden heftig, lieber Freund," versetzte der sehr conservativ gesinnte Dobbert. „Vorerst gibt das Unglück, von dem wir betroffen worden sind, Allen so viel zu thun, daß sie sich nur um zunächst liegende Dinge kümmern können. Inzwischen bekommt die Welt wieder einen neuen Ruck, der sie wohlthuend zusammen-

schüttelt und Alles ohne Zuthun schwacher Menschenhände wieder in Ordnung bringt."

„Harmlose Hoffnungen eines Optimisten!" spöttelte Grant.

„Sind Sie glücklicher in Ihrem Pessimismus?"

„Gewiß! Er regt mich auf, er zwingt mich zum Nachdenken!"

Dobbert zeigte auf die rauchende Brandstätte, deren Nähe sich jetzt durch eine drückend heiße, brenzlich riechende Luft in unangenehmster Weise bemerkbar machte.

„Diese Schutthaufen geben uns dazu Stoff für viele Jahre," sagte er. „Und es ist doch wohl am Richtigsten, wenn wir im eigenen Hause erst Ordnung herstellen, ehe wir dem Allgemeinen unsere Aufmerksamkeit zuwenden."

„Ein ächt deutscher Gedanke!" rief Mathias Grant verdrießlich aus. „Ueber den kleinlichen Einrichtungen im Hause vergessen wir das Große, das uns als Nation selbst groß machen würde! Aber bewahre! Lieber unterducken, in faulem Frieden leben und brav Geld einsacken, als den Kopf hoch, den Nacken steif tragen und jede Drohung gleich mit einem Faustschlage beantworten! In dieser Beziehung könnten wir am meisten von denen lernen, vor denen wir als unsern Widersachern stets auf der Hut sein müssen."

Zweites Kapitel.

Die Familie des Rathsherrn.

Mathias Grant hatte mit der letzten Bemerkung sehr genau die schwache Seite Dobberts getroffen, der wirklich stets zum Frieden rieth, sich mit aller Welt vertragen wollte und darum nicht selten auch dem Gegner ohne Noth Recht gab. Es lag nicht in der Absicht des friedliebenden Mannes, sich mit seinem Collegen in eine Debatte einzulassen, die seiner Ansicht nach völlig resultatlos bleiben mußte. Deshalb zog er es vor, Mathias Grant, der noch immer ein sehr aufgeregtes Wesen zeigte, zu verlassen.

„Ein andermal mehr davon," sprach er, dem Fabrikbesitzer die Hand zum Abschiede reichend. „Es ist schon ziemlich spät, und daheim wird man auf Sie, wie auf mich warten."

Grant hielt die Hand des Collegen fest, während sein Auge in die qualmenden Rauchwirbel blickte, die

ein leiser Wind oftmals zertheilte und aufjagte, so daß die züngelnden Flammen in der Tiefe der zusammengestürzten Gebäude momentan sichtbar wurden.

„Können das Menschen sein?“ sagte er dann, nach dem in den verschiedensten Farben spielenden heißen Rauch deutend. „Die Wächter und Löschmannschaften wagen sich nicht so weit vor, schon aus Liebe zu sich selbst, es können mithin nur aus einem Versteck erst spät Gerettete jetzt dort herumirren, oder ein paar freche Diebe haben die unverschämte Dreistigkeit, auf einem Boden, der buchstäblich unter ihren Füßen brennt, nach Geld und Kostbarkeiten zu suchen. Geschwind, lassen Sie uns Lärm machen!“

Dobbert wollte den lebhaften Mann beruhigen, dieser aber war nicht zu halten. Ohne auf die Gefährlichkeit des Weges Rücksicht zu nehmen, den er einschlug, betrat Mathias Grant die eigentliche Brandstätte, den nächsten Wachen zurufend, sie möchten sich ihm anschließen. Wirklich fanden sich auch Einige, die seinem Rufe folgten. Noch ehe diese aber den entschlossenen Mann erreichen konnten, vernahmen sie schon ein herzhaftes Lachen, und gleich darauf gewahrten sie den wohlbekannten Rathsherrn unter brodelndem Rauche zwischen zwei etwas kleineren Männern, von denen jeder eine Spitzhaue trug.

„Kinder,“ sprach Grant heiter, „da macht Ihr Euch

ganz nutzlose Arbeit. Wenn Eure Götter und Göttinnen, Eure Adonis, Venus und Grazien in dieses verstürzte Gewölbe hinuntergestiegen sind, bekommt Ihr im glücklichsten Falle nur Scherben davon wieder zu sehen. Steht also ab davon und denkt mit Eurem großen Landsmann: Lasciate ogni speranza!"

„Aber unsere Instrumente, Padrone!" erwiderte Giacomo Maffei. „Was sollen wir beginnen ohne sie? Wovon sollen wir unser Leben fristen? Eure Polizei ist streng, Padrone, und wenn wir uns nicht zu ernähren wissen, wird man uns früh genug aus dem Thore weisen! O, Signore, fügte er mit südlicher Lebhaftigkeit und in wehklagendem Tone hinzu — siamo miseri! Moriramo di fame!"

„Ihr seid weder dem Elende nahe, noch sollt Ihr verhungern," erwiderte Grant, rasch die Stelle wechselnd. „Uebrigens habt Ihr den besten Ort ausgesucht, um möglichst schnell umzukommen! Da Ihr eben so wenig unverbrennbar seid, wie ich, eine Eigenschaft, die nur bei Heiligen vorkommt, so habt die Güte und begleitet mich! Ich habe Euch früher schon unterstützt, ich werde auch jetzt meine Hand nicht von Euch abziehen. Im Hintergebäude meines Hauses kann ich einen Raum entbehren, der sich zu Euern Arbeiten vielleicht passend einrichten ließe. Kommt morgen oder wann Ihr wollt, zu mir und seht Euch die Localität

an, und kann ich sonst noch mit Etwas dienen, so seid offen gegen mich. Sono il vostro amico! — Felicissima notte!"

Die Gebrüder Maffei, vor Kurzem noch der Verzweiflung nahe, brachen bei diesen Zusagen ihres vermögenden Gönners in so lebhafte Danksagungen aus, daß Mathias Grant beinahe ärgerlich darüber geworden wäre. Er konnte es nicht ertragen, daß Menschen sich erniedrigten. Darum ließ er Cesare Maffei, den jüngeren der beiden Brüder, ziemlich hart an, als er gewahrte, wie der vor Glück plötzlich ganz außer sich gerathene Italiener wiederholt seinen Rock mit wahrer Inbrunst küßte.

„Morgen also, wenn es Euch genehm ist," wiederholte er nach dem in italienischer Sprache hingeworfenen Verweise, und trennte sich am Rande der Brandstätte von den Lucchesen.

Senator Dobbert hatte die Rückkehr seines Collegen nicht abgewartet. Wer konnte wissen, ob ein Zusammentreffen mit zweideutigen Subjecten, die sich ja stets, wie Geier und Raben in der Nähe von Schlachtfeldern, an Orten, die das Unglück geweiht hat, einfinden, nicht zu Weiterungen führte, die seine Bequemlichkeit empfindlich stören mußten. Schlimm genug, daß die entsetzliche Feuersbrunst jedem Bürger Opfer auferlegte! Als Rathsmitglied durfte er sich nicht weigern,

in das Unterstützungscomité zu treten, und dieses Comité wollte schon vom nächsten Tage an täglich zweimal, kurz vor Tische und Abends, Sitzungen halten!

„Den Grant kann ich doch nicht begreifen," sprach Dobbert zu sich selbst, als er allein seines Weges ging. „Was jedem andern ehrlichen Manne verhaßt ist, was er zu vermeiden sich angelegen sein läßt, das sucht der Mensch mit wahrer Leidenschaft auf! — Mit dem Superintendenten, einem prächtigen alten Herrn, der jedem verstockten Sünder die Hölle heiß zu machen weiß, hat er sich verfeindet, weil er so weit ging, dem gelehrten Doctor in's Gesicht zu behaupten, er predige nur für alte Weiber und junge Betschwestern! Im Rathscollegium macht er sich unliebsam durch seine consequente Opposition und durch die Manier, die er erst seit Kurzem aufgebracht hat, seine eigene Privatmeinung als besonderes Votum schriftlich abzugeben! — Und nun bindet er mit verlaufenen Strolchen an und pfuscht sogar der hohen Polizei in's Amt! Wenn das immer gut geht, will ich nicht als Senator sterben! ... Ich seh' es kommen, er spricht sich noch fest, und was er in früheren Jahren, wo ihn Jeder als einen ruhigen, nur seinem Geschäft lebenden Bürger kannte, verdient hat, kann er loswerden, ehe noch ein grauer Schimmer auf sein Haar fällt!" —

Von den Unterhandlungen in der Rathsstube und

dem Gespräche mit seinem Collegen noch immer aufgeregt, betrat Mathias Grant sein geräumiges Wohnhaus, das in dem vom Feuer verschont gebliebenen Stadttheile lag. Schon auf der Flur kam dem Vater seine Tochter Felicia entgegen mit der Nachricht, ein fremder Herr habe zwei Mal in seiner Abwesenheit nach ihm gefragt und werde alsbald zum dritten Male wiederkommen.

Dem Fabrikherrn fiel das nicht auf, da Fremdenbesuch zu den täglichen Vorkommnissen gehörte, nur war es ihm in dieser drangvollen, unruhigen Zeit nicht lieb, auch noch von Fremden in Anspruch genommen zu werden.

„Sonst ist nichts vorgefallen?“ fragte er Felicia, die dem Vater die breite Treppe vorauf ging, welche durch das hereinfallende Mondlicht erleuchtet ward.

Die Tochter, ein eben der Schule entwachsenes Mädchen, verneinte, fügte aber dann, sich besinnend, und dem Vater ihr rundes rosiges Gesicht zuwendend, hinzu:

„Fräulein Emerentia von Seidenblatt hat hergeschickt und der Mutter sagen lassen, daß sie sehr gern bereit sei, mich unter ihre Schülerinnen mit aufzunehmen. Meine Schulfreundin Semele wird auch Theil nehmen an den Sprachstunden. Ich freue mich schon

darauf, Papa, denn das Fräulein soll so unterhaltend, so spaßhaft sein!"

„So, soll es?" erwiderte Grant, die Thür zum Vorplatz öffnend, wodurch ein heiser rasselnder Schellenapparat in Bewegung gesetzt wurde, der kein so unangenehmes Geräusch machte wie das schrille Gebimmel der gewöhnlichen Hausglocken. „Nun, mich soll es freuen, wenn Du von dem altfränkischen Fräulein in Sprachen etwas Ordentliches profitirst. Nur laß Dich sonst nicht von ihr beschwatzen! Sie ist bigott, wenigstens sagt man es, und alle bigotten Leute sind unduldsam und bekehrungssüchtig. In meinem Hause und meiner Familie soll aber, so lange ich zu befehlen habe, der Grundsatz des großen Friedrich Geltung behalten, daß Jeder nach seiner Façon selig werden könne."

„Das versteh' ich nicht, Papa," entgegnete Felicia mit dem unschuldigen und doch neugierigen Lächeln eines Kindes.

„Dann wirst Du es nächstens verstehen lernen," sagte Grant. „Vernünftiger wäre es freilich, man spräche von dergleichen Dingen überhaupt nicht; denn etwas Gewisses läßt sich doch nicht darüber sagen, ohne daß man sich halb und halb lächerlich macht. Wie geht es der Mutter?"

Felicia öffnete die Thür des Wohngemaches und

ließ den Vater voranschreiten, während sie auf dessen Frage antwortete:

„Mama hat ein paar Stunden geschlafen und dann lange andächtig in dem Buche gelesen, das sie vom Herrn Pfarrer am letzten Ostern geschenkt erhielt. Der böse Kopfschmerz quält sie nicht mehr so arg, wie heute Vormittags."

Mathias Grant brummte einige unverständliche Worte vor sich hin, stellte den Stock zwischen Schrank und Pendeluhr in die Ecke und ergriff den Klingelzug, um zu schellen.

„Licht!" befahl er dem Bedienten, „und dann die Zeitung, wenn sie angekommen ist!"

Er nahm Platz in der Sophaecke und streckte sich, indem er halb mit sich selbst sprechend, halb zu seiner jungen Tochter gewandt fortfuhr:

„Man weiß kaum mehr, wie es in der Welt aussieht! Ich habe kein Blatt angesehen seit dem unglücklichen Morgen, wo die Sturmglocke den entsetzlichen Brand einläutete! Man ist aber nur ein halber Mensch, wenn man nicht weiß, was Hüben und Drüben, Unten und Oben, Vernünftiges und Unvernünftiges vorgeht!"

Der Bediente kehrte zurück und stellte eine hell brennende Astrallampe von schon veralteter Form auf den runden Tisch von Nußbaumholz; dann ließ er die

Rouleaux nieder und entfernte sich mit der Frage: ob der Herr sonst noch etwas zu befehlen habe?

„Melde meiner Frau, daß ich aus der Rathssitzung zurückgekommen bin," sagte Mathias Grant trocken, die Hand nach der Zeitung ausstreckend, welche der junge Mensch neben der Lampe auf den Tisch gelegt hatte.

Während nun der ermüdete Fabrikherr in der Zeitung zu blättern begann, stieg Felicia auf einen Stuhl, um ihre Kanarienvögel, deren sie drei in einem großen, etwas hoch hängenden Bauer hegte, zu füttern, und mit den zahmen, anschmiegsamen Thierchen zu schmeicheln und zu plaudern. Die niedlichen Vögel waren auch allerliebst. Felicia durfte nur ihren kirschrothen, kleinen Mund spitzen, so schüttelten sie ihr hellgelbes glänzendes Gefieder schon vor Vergnügen, hüpften an das Gitter und pickten dann aus der kleinen Hand ihrer Pflegerin das dargebotene Futter.

„Papa, nächstens soll ich doch eine Nachtigall bekommen," sprach das Mädchen, in ihrer kindlichen Beschäftigung fortfahrend. „Der alte Sprenkel-Adam hat mir versprochen, eine recht schön schlagende für mich zu besorgen."

„Jetzt?" fiel Grant ein. „Liebes Kind, im Juli pflegen die Nachtigallen sich nicht mehr hören zu lassen. Sprenkel-Adam muß feinere Ohren haben, als

andere Leute, wenn er im Juli die besten Sänger unter den Nachtigallen herausfindet."

„Er sieht's, Papa!"

Mathias Grant lachte, Felicia murrte ein klein wenig beleidigt: „Er hat es aber doch gesagt!" stieg herab vom Stuhle und trug diesen an den Tisch, um hier dem Vater gegenüber Platz zu nehmen.

Gleichzeitig trat die Gattin des Fabrikherrn ein. Leontine war in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen. Jetzt konnte ihr das Niemand mehr ansehen. Sie war sehr hager geworden, hatte ein kränkliches Aussehen und fingirte wohl zuweilen auch mehr als nöthig gewesen wäre, ein leidendes Wesen. Als junges Mädchen, dem eine nicht unbedeutende Erbschaft bevorstand, war sie stolz, hochfahrend, übermüthig und häufig sogar abstoßend aufgetreten. Dies Ensemble unliebenswürdiger Eigenschaften verscheuchte die Anbeter, welche die begehrenswerthe Schöne in den Jahren der ersten bestechenden Jugendblüthe umschwärmten, und bald sah sich Leontine zu ihrem Schrecken vereinsamt, verlassen. Der Gedanke, die Männer verschmähten sie, machte sie erbeben, und um diesem Schicksal zu entgehen, beschloß sie, den Ersten, der ihr Aufmerksamkeiten erweisen würde, durch Aufbieten aller ihr zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeiten festzuhalten.

Dieser Plan Leontinens gelang, nur freilich viel später, als das einst übertrieben stolze und von jeher gefallsüchtige Mädchen vermuthet hatte. Mathias Grant, ein stattlicher, aufgeweckter und kenntnißreicher Mann, fand Gefallen an Leontine, und da ihm bei seiner Geschäftsthätigkeit ein Vermögenszuschuß gar nicht unerwünscht war, hielt er um sie an. Leontine sagte sehr gern zu, obwohl sie Mathias im Alter fast gleich war. Erst nach der Verlobung erfuhr sie, daß ihr Bräutigam Protestant sei, während sie von streng katholischen Aeltern abstammte. Diese Entdeckung berührte Leontine zwar unangenehm, konnte sie jedoch nicht veranlassen, die Verlobung wieder rückgängig zu machen, da sie persönlich in religiösen Dingen von jeher ein wenig Indolenz zur Schau getragen hatte. Indeß mußte dieser an sich wichtige Punkt doch zwischen beiden Verlobten zur Sprache gebracht werden, damit man sich gleich von Anfang an über gewisse Fragen, die erst später Bedeutung erhalten konnten, verständige.

Mathias Grant kam seiner Braut mit bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegen und stieg dadurch bedeutend in Leontinens Achtung. Er gab die feierliche Erklärung ab, daß er ganz so wie sie selbst denke, und das kirchliche Bekenntniß für ihn als denkenden Menschen von gar keiner Wichtigkeit sei. „So lange die Herren Patres nur nicht in unser Haus kommen," äußerte er

halb im Scherz, halb im Ernst, „soll und wird kein Mensch ahnen, daß unsere Ehe eine gemischte ist."

Damit war Leontine vollkommen einverstanden. Das Paar ward zweimal kirchlich getraut, erst nach lutherischem Ritus, dann in der katholischen Kirche, und da Mathias ein durchaus liberaler Mann war, so gab er ohne viel Bedenken auch dazu seine Einwilligung, daß die aus ihrer Ehe etwa entspringenden Kinder in der Religion der Mutter erzogen werden sollten. Er that dies mehr Leontine zu Gefallen, als weil er es für gut hielt, im Stillen aber mochte er wohl voraussetzen, daß eines Tages die Kinder, die ihm Gott etwa schenken dürfte, in Folge der Fortschritte in Cultur und Humanität wohl aus eigenem Nachdenken zu der Ansicht kommen würden, daß das religiöse Bekenntniß Menschen von Geist und Herz niemals trennen könne. Leontine aber fühlte sich durch dies entgegenkommende Nachgeben ihres Bräutigams wahrhaft glücklich.

Die einzige Frucht dieser Mischehe war Felicia, das ganze Ebenbild des Vaters. Nur den moquanten Zug um die fein geschnittenen Lippen, der dem Kinde einen eigenthümlichen Liebreiz verlieh, hatte sie von der Mutter geerbt.

Leontine begrüßte ihren Gatten auffallend kühl, während sie Felicia mit mütterlicher Wärme an sich

drückte, indem sie das blonde Lockenhaar des Kindes aus dessen blendend weißer Stirn strich.

„Du bist wieder wohl, hör' ich?" sagte Mathias, das Zeitungsblatt senkend und einen forschenden Blick auf seine Lebensgefährtin werfend. „Danken wir Gott, daß der Schreck der letzten Tage Dir nicht eine ernsthafte, langwierige Krankheit zugezogen hat!"

„Gott und der heiligen Jungfrau!" sprach Leontine, einen Blick zum Himmel sendend, welcher die Pupille im Auge fast ganz verschwinden machte.

Auf den Gesichtsmuskeln des Fabrikherrn zeigte sich eine vibrirende Bewegung.

„Nun meinetwegen auch der heiligen Jungfrau, die jedenfalls von Deinem Befinden eben so wenig weiß wie von der Entstehungsursache des Brandunglücks, das unsere Stadt betroffen hat," erwiderte Mathias, offenbar gereizt. Um jedoch keine Erörterung über verschiedene Glaubensansichten in Gegenwart der Tochter aufkommen zu lassen, fragte er seine Gattin lebhaft nach dem Fremden, der schon zweimal vergebens in's Haus gekommen sei.

„Ich weiß von Nichts," versetzte Leontine, ihren kühlen Ton beibehaltend. „Du siehst es ja auch seit einiger Zeit nicht gern, wenn ich mich um Geschäftsangelegenheiten kümmere."

„Sehr richtig," sagte Mathias Grant. „Ich

wünsche die Einmischung einer zweiten Person, und wäre es die meiner eigenen Frau, deshalb nicht, weil das leicht zu Collisionen und Confusionen führen kann. Dagegen werde ich es stets gern sehen, wenn Du, wie früher, einiges Interesse für das Geschäft zeigst. Es könnte dies jetzt, wo die Spinnfabrik niedergebrannt ist, nur gut sein. Aber Du hast für solche grob materielle Dinge in neuerer Zeit keinen Sinn mehr."

Leontine zuckte vornehm die Achseln und sagte leise für sich hin: „Wie man's treibt, so geht's!"

Matthias wußte sehr genau, was seine Frau mit diesen Worten sagen wollte. Er zuckte zusammen, hielt aber aus Rücksicht gegen die Tochter mit einer schon auf der Lippe schwebenden Antwort zurück. Glücklicherweise ließ sich in diesem Augenblick das heisere Rasseln des Schellenwerkes an der Treppenthür hören. Grant horchte auf, vernahm die Stimme eines Mannes und verließ seinen Sitz auf dem Sopha.

„Das ist ganz sicher der Fremde," sagte Felicia nach der Thür hüpfend. „Ich kenne den Herrn schon an der Stimme. Soll ich ihm sagen, daß Du jetzt zu Hause bist?"

Diese Anzeige war nicht nöthig, indem der Bediente seinem Herrn eine Visitenkarte überreichte. Diese trug den Namen Maria Emanuele Frontelli, ohne jede nähere Bezeichnung.

„Frontelli!“ sprach Mathias Grant nachdenklich. „Sollte das ein Bruder unseres Seiltänzers sein? Ich muß doch hören, was der Mann von mir begehrt.“

Drittes Kapitel.

Eine wichtige Nachricht.

Leontine lehnte sich zurück in's Sopha und legte, während sie zerstreut dem Geplauder der muntern Tochter zuhörte, ihre fast durchsichtigen Hände eine Zeit lang über die Augen. Ohne das leichte Zittern der langen, zarten Finger würde man geglaubt haben, die Ruhende sei entschlummert. Sie wachte aber und war ganz vertieft in einen Gedanken, der sie seit dem unglücklichen Brande fast ausschließlich beschäftigte. Sie grübelte über die Zukunft Felicia's nach, die ihr viel zu schaffen machte. Zu einem Entschlusse aber konnte die Mutter noch nicht kommen, und da das Geplauder der Tochter, das bisweilen auch in eine Frage überging, doch einen störenden Einfluß auf Leontine übte, so gab sie es zuletzt auf, ergriff das Zeitungsblatt, das Mathias auf dem Tische zurückgelassen hatte, und begann darin zu lesen.

Als Katholikin interessirte sich Leontine in der Politik vorzugsweise für alle Länder, welche ausschließlich oder doch größtentheils von Katholiken bewohnt sind. Es ging das ganz natürlich zu, da die seltsamen Bewegungen im Schooß der Mutterkirche, zu denen die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier den ersten Anstoß gab, nur völlig Indolenten gleichgiltig sein konnten. Gerade diese Ausstellung und was sich daran knüpfte, hatten Mathias Grant zu Aeußerungen veranlaßt, die Leontine trotz ihrer kirchlichen Lauheit doch verletzten. Es kam zwischen beiden Gatten zu Erörterungen, die man lieber hätte vermeiden sollen. Denn nun sie einmal angeregt waren, dienten sie nur dazu, eine Meinungsverschiedenheit, die stets vorhanden gewesen war, nähren und groß ziehen zu helfen, welche je nach Umständen sogar den Frieden einer sechszehnjährigen glücklichen Ehe trüben, vielleicht ganz zerstören konnte.

So weit war es nun zwischen Leontine und Mathias noch nicht gekommen, eine unangenehme Spannung aber, die sich in einer an Kälte streifenden Gemessenheit kund gab, bestand seit jener ersten Erörterung und hatte in den letzten Wochen bedeutend zugenommen. Beide Gatten fühlten, daß ihre Herzen durch sich widersprechende Glaubensansichten mehr und mehr erkalteten, und wer weiß, ob nicht Beide stille Trennung einem gezwungenen

Zusammenleben, dem alle Harmonie fehlte, vorgezogen hätten, wäre einem so entschiedenen Vorgehen nicht Felicia hinderlich gewesen.

An diesem Kinde hingen Vater und Mutter mit gleicher Liebe. Felicia selbst würde es gewiß schwer, wo nicht unmöglich geworden sein, eine Wahl nach ihrem Herzen zwischen Vater und Mutter zu treffen. Beide Gatten sahen ein, daß das geistige Wohl ihres Kindes ihnen höher stehen müsse, als das eigene Lebensglück, und so lebten Beide, seelisch geschieden, in der Tiefe des Herzens sich grollend und die Stunde heimlich verwünschend, welche ein unzerreißbares Band um sie geschlungen, neben einander fort, ohne sich offen gegen einander auszusprechen, ohne sich das Elend, ja die Gefahren eines solchen Lebens vollkommen klar zu machen.

Von Zeit zu Zeit auf die Fragen der harmlos plaudernden Tochter kurze Antworten gebend, vertiefte sich Leontine mehr und mehr in die Lectüre des Zeitungsblattes. Es mußte ein höchst interessanter Gegenstand sein, welcher die für geistige Beschäftigung nicht gerade sehr eingenommene Dame so lange fesselte, an dem häufigen Stirnrunzeln aber und der fliegenden Röthe, die sich über die hagern Wangen legte, ließ sich errathen, daß Leontine mit dem, was sie las, wenig einverstanden war.

Beinahe eine Stunde verging in solcher Weise. Dann klang abermals die rasselnde Schelle und unmittelbar darauf trat Mathias Grant wieder in's Wohnzimmer. Er sah froh, fast begeistert aus, und seinen leuchtenden Augen konnte es Jeder ansehen, daß ihm eine recht erfreuliche Nachricht überbracht worden sein mußte.

„Liebes Kind," sprach er zu Felicia, „Du könntest Dich wohl nun zur Ruhe begeben. Der fremde Herr hat mich ziemlich lange aufgehalten, was Dir wohl ganz entgangen ist. Schlaf' wohl, mein Kind, und laß Dir 'was Schönes träumen!"

An Gehorsam gewöhnt, packte Felicia die Näharbeit, mit der sie sich beschäftigt hatte, sogleich zusammen, trug sie fort und wünschte dann den Aeltern herzlich gute Nacht.

Mathias schritt im Zimmer auf und nieder, bis die Tochter sich entfernt hatte. Nun erst setzte er sich neben Leontine, die mit halb geschlossenen Augen, das Zeitungsblatt auf ihrem Schooße, in der Sophaecke lehnte.

„Mich dünkt, liebe Leontine," begann Mathias, „es würde für uns Beide besser und angenehmer sein, wenn wir der Vergangenheit gedenken und, diese nachahmend, auf die Gegenwart übertragen wollten."

Leontine blinzelte nur ein paar Mal mit den Augen, Antwort gab sie nicht.

„Felicia tritt in das Alter, wo junge, aufgeweckte Mädchen gern scharf zu beobachten pflegen," fuhr der Fabrikherr fort. „Es dürfte kaum möglich sein, dem guten Kinde immer zu verbergen, daß ihre Aeltern nicht so harmoniren, wie es doch eigentlich nöthig ist und verlangt wird. Eine solche Wahrnehmung muß aber das arme Kind betrüben und uns Beide in seiner Achtung herabsetzen. Beides möchte ich vermeiden, damit wir uns nicht später noch gerechte Vorwürfe zu machen haben. Darum, liebe Leontine, laß das Vergangene auch vergessen sein! Ich biete Dir hiemit die Hand zu dauernder Versöhnung und bitte Dich, nimm sie an und vergib mir, wenn ich Dir vielleicht einmal Unrecht gethan habe!"

„Vielleicht!" sagte Leontine und ihre Stimme klang indignirt. „Vielleicht!" wiederholte sie. „Es freut mich, daß Du Dein Unrecht einsiehst, von wirklicher Einigkeit aber kann zwischen uns doch so lange nicht die Rede sein, als Du Irrthümer für Wahrheiten, das allein Wahre, Gute, Herrliche für Irrthum erklärst!"

„Wenn ich nun aber aus freiem Entschlusse zugebe, daß ich mich geirrt habe," versetzte Grant lächelnd, „könntest Du auch dann noch den Muth haben, mir Deine Hand vorzuenthalten?"

Leontine blickte jetzt ihrem Gatten in das strahlende Auge und legte darauf ihre Hand in die seinige.

„Du vergibst mir also?“ rief Mathias frohbewegt. „Du willst mir wieder sein, was Du mir früher warst?“

„Ich will hören, was Du zu Deiner Rechtfertigung vorbringst,“ sprach Leontine noch immer sehr gemessen, „und welchem Zufall ich diese rührende Anwandlung von Zärtlichkeit zu danken habe, die ich schon so lange schmerzlich vermißte.“

Mathias küßte wiederholt mit aufwallender Gefühlswärme die Hand seiner Gattin. Dann sprach er:

„Seit einer halben Stunde habe ich eine ganz andere Weltanschauung bekommen. Die Unterredung mit dem Fremden werde ich fortan den schönsten Erinnerungen meines Lebens beizählen.“

„So Wichtiges hat er Dir mitgetheilt?“ warf Leontine ungläubig ein. „Kannte er Dich denn?“

„Er hat mir Grüße, mündliche Grüße von Freunden im Süden überbracht, fuhr Mathias fort,“ und nebenbei mir das wichtigste Ereigniß der Zeit mitgetheilt, das schon deshalb einzig in der Geschichte dasteht, weil ich und mit mir gewiß Millionen es für unmöglich, für undenkbar gehalten haben.“

„Und ein so wichtiges Ereigniß konnte Dir verborgen bleiben?“

„Im Drange und in der Aufregung der letzten Tage war es erklärlich, daß wir uns nur mit dem Nächsten beschäftigten," fuhr der Fabrikherr fort. „Seit acht Tagen habe ich keine Zeitung angesehen, und gerade in dieser Zeit ist die ganze civilisirte Welt von dem Außerordentlichen überrascht worden, das sich in der Hauptstadt der Christenheit zugetragen hat."

„In Rom?" rief Leontine lebhaft aus, und wieder bedeckte fliegende Röthe ihre Wangen. „Sprichst Du von dem, was ich so eben hier in diesem Blatte gelesen habe?"

„Wenn Du bereits unterrichtet bist, wirst Du meine Freude theilen und wissen, daß meine an Dich gerichtete Bitte aus einem froh bewegten Herzen kommt!"

Leontine entzog ihrem Gatten langsam die Hand, indem sie erwiderte:

„Was Dich mit Freude erfüllt, hat mich erschreckt."

„Erschreckt?" rief Mathias Grant aus. „O geh', geh', Leontine! Das kann nie und nimmer Dein Ernst sein! Der erste und mächtigste Geistliche der Welt, der Mann, welcher sich selbst den Stellvertreter Christi auf Erden nennt, zerbricht aus freiem Antriebe die Fesseln, die seit undenklicher Zeit Millionen drückten, und die eine so allgemeine Erbitterung gegen Alles hervorriefen, was aus Rom kam! Nein, meine gute Leontine, es ist

nicht möglich, daß Du traurig sein kannst über diese Nachricht! So lange es Päpste gibt, ist etwas Aehnliches von keinem derselben versucht worden. Und doch liegt es so nahe, daß der Bevorzugteste, der Glücklichste auf Erden die Standarte des Fortschrittes ergreift und sie hochhält im Wirrsal der Zeit, um damit anzudeuten, daß es nur eines männlichen Entschlusses bedarf, um Großes zu schaffen. Durch die Handlungsweise Pius IX. erscheint das Papstthum in einem verklärenden Lichte. Der Hohepriester der Kirche Christi wird zugleich auch der Hohepriester der ganzen Menschheit, der wahren Freiheit, und sühnt durch diese großsinnige That di. Frevel vieler Jahrhunderte!"

„Du sprichst über den Entschluß des heiligen Vaters als Protestant und urtheilst als abtrünniger Sohn der Kirche," versetzte Leontine.

Mathias aber ließ seine Gattin nicht aussprechen.

„Genug davon!" fiel er ihr in's Wort. „Der Glaube sei frei zwischen uns, die Meinung ungebunden! Dich hat diese weltbewegende Nachricht, welche die Säulen des Absolutismus mit einem Schlage zertrümmert, nicht weniger überrascht, wie Alle. Das beunruhigt Dich, denn es verstößt gegen das Herkömmliche. Dennoch wird die ganze Welt darüber triumphiren, und wenn Segenswünsche gute Vorsätze und edle Entschließungen wirklich zu fördern vermögen, so dürfte Pius IX. der

beneidenswertheste Sterbliche sein, den gegenwärtig die Erde trägt. Der Segen, der von des Papstes Munde der Welt ertheilt wurde, kehrt jetzt von dieser zurück zum Träger der dreifachen Krone, damit er Kraft erhalte, das begonnene große Werk auch glücklich zu Ende zu führen! — Der Papst als Reformator — verzeihe, Leontine, daß dieser Gedanke mich rührt und begeistert und mich Alles um mich her vergessen läßt!"

Mathias Grant war wirklich ergriffen. Sein cholerich-sanguinisches Temperament erblickte die Zukunft in schimmerndem Lichte. Er glaubte bestimmt, ein neuer, herrlicher Tag sei in der Weltgeschichte angebrochen, und jene unselige Spaltung der Geister, hervorgerufen durch Meinen und Glauben, durch Lehre und Forschung, werde endlich ausgeglichen werden, wenn der Inhaber des Stuhles Petri laut aller Welt verkünde: ich, der Erwählte des vom heiligen Geist inspirirten Conclave, will der Apostel der politischen und religiösen Freiheit sein!

Leontine schwieg, erschreckt oder doch eingeschüchtert durch die leidenschaftliche Wärme ihres Gatten, der noch vor wenigen Tagen im Papst den Antichristen erblicken wollte, und in seiner Heftigkeit so weit gegangen war, bei der Kunde von dem Ableben Gregor's XVI. in Beisein der eigenen orthodox katholischen Gattin auszurufen: er wünsche, das Papstthum und die ganze römische

Clerisei möge mit dem Leichnam des Verstorbenen für immer begraben werden! Leontine griff stets zu diesem letzten Mittel der Opposition, das ihren Gatten freilich nicht andern Sinnes machte, sie aber doch überhob, einen Streit weiter fortzuführen, der gar kein Ende absehen ließ.

Nach einigen Gängen durch's Zimmer trat Mathias Grant wieder zu seiner Frau.

„Signor Maria Emanuele Frontelli wird mich nach einigen Tagen abermals besuchen," sprach er. „Er ist Dein Glaubensgenosse und, wie ich Ursache habe anzunehmen, ein durch und durch religiöser Mann. Mit ihm, der von den Vorgängen in Rom mehr weiß, als ich und als die Zeitungen erzählen, kannst Du Dich aussprechen und Dir mittheilen lassen, was Du von ihm zu erfahren wünschen magst. Ihm, hoffe ich, wird es gelingen, Dich andern Sinnes zu machen und meinen aufrichtigen Wunsch zu erfüllen. Denke an unsere Tochter! Sie theilt mit Dir den Glauben, ihre Liebe aber gehört, Gott Lob, mir eben so gut, wie Dir! Der Glaube soll nach meinem Dafürhalten binden und beglücken, nicht trennen und Feindschaft stiften. Damit das Erstere eine Wahrheit werden könne für Alle, hat der milde, humane, freisinnige Nachfolger des finstern, bigotten Gregor XVI. über dem Grabe des Apostel Petrus die Fahne des zeitgemäßen Fortschrittes entfaltet!"

Auch diese Aeußerung nahm Leontine stillschweigend hin, und Mathias, der sich mit überquellendem Herzen seiner Gattin genähert hatte, war genöthigt, sie zu verlassen, ohne die Zusicherung von ihr erhalten zu haben, daß sie von Neuem in Friede und Einigkeit neben einander durch's Leben gehen wollten.

Viertes Kapitel.

Emerentia von Seidenblatt.

Emerentia von Seidenblatt hielt in dem geräumigen Garten ihres alten Hauses die gewöhnliche Morgenpromenade. Um nicht von der Sonne incommodirt zu werden, trug sie einen breitrandigen Strohhut mit sehr verblichenem blauen Bande. In allen Dingen ungemein pünktlich, war es dem alten Fräulein sehr fatal, wenn sie die gleiche Eigenschaft an Andern vermißte. Ihre ganze Tageszeit war gewissenhaft bis auf jede Viertelstunde eingetheilt. Diese Accuratesse setzte Emerentia in den Stand, stets über ihre Zeit verfügen zu können, weshalb sie denn auch mehr zu beschaffen vermochte, als viele andere Leute, die auch nicht gerade müssig gingen.

Die Morgenpromenade, die bei gutem wie bei schlechtem Wetter, bei Schneegestöber, im Sturmgebraus und unter Donnergeroll abgehalten wurde, dauerte stets eine

halbe Stunde. In dieser Zeit konnte das Fräulein die verschiedenen ziemlich verwachsenen Gänge des Gartens bequem einmal durchwandern und dann die beiden querlaufenden, die in der Mitte an einem verfallenen Steinbassin wieder zusammen trafen, entlang gehen, wenn sie nicht etwa ein paar Minuten an einem sonnigen Wassertümpel verweilte, der mit einem Drahtgitter bedeckt war.

Fräulein von Seidenblatt galt für eine ungemein kluge Persönlichkeit und ward schon aus diesem Grunde nicht von Allen geliebt. Gelernt hatte sie allerdings sehr viel, da ihr Wissensdrang sich gar nicht vollständig befriedigen ließ. Die Summe der Kenntnisse, die sie sich meistentheils durch Selbststudium erworben hatte, wollte sie aber nicht in sich vergraben, und deshalb ward Emerentia die Gründerin eines Cursus für junge Mädchen, welche Lust und Talent hatten, Französisch und Englisch zu lernen. Wie aber das wohlhabende alte Fräulein in allen Dingen sich durch originelle Einfälle auszeichnete, machte sie auch bei Errichtung ihres Cursus eine wunderliche Bedingung, der jede Theilnehmerin sich fügen mußte, falls sie überhaupt Aufnahme finden wollte. Die jungen Mädchen mußten nämlich versprechen, die Methode nicht bekannt werden zu lassen, nach welcher Fräulein von Seidenblatt unterrichtete, und außerdem noch geloben, über die Haus-

einrichtung und was ihnen etwa darin auffällig erscheinen möchte, ihren Aeltern und Angehörigen nichts zu erzählen.

Diese Vorschriften waren seit Jahren von allen Theilnehmerinnen am Cursus gehalten worden, nur freilich fehlte es nicht an spöttischen Blicken und andern Zeichen, aus denen man schließen konnte, daß Emerentia noch mehr Wunderlichkeiten im Hause verberge, als sie deren schon außer dem Hause sichtbar werden ließ. Zugleich aber hatte dies Schweigen der bei dem alten Fräulein aus- und eingehenden jungen Mädchen für Emerentia das Gute, daß sich immer mehr Theilnehmerinnen aus reiner Neugierde meldeten.

Eben hatte diese originelle Persönlichkeit den weiten querlaufenden Gang bis zum verfallenen Bassin abgeschritten, das ein zersprungener Triton noch immer reichlich mit Wasser speiste, als eine Glocke dreimal scharf angezogen wurde.

Emerentia machte sofort Kehrt und ging mit langen Schritten ihrer Behausung zu. Die Schläge der Glocke zeigten an, daß ihre Schülerinnen bereits angekommen waren und ihrer harrten.

Unter diesen befand sich heute zum ersten Male Felicia Grant. Das vierzehnjährige Mädchen hatte das Haus des adligen Fräuleins, von dessen Wunderlichkeiten die ganze Stadt sprach, ohne dessen Vorzüge zu

verkennen, mit bänglichen Gefühlen betreten. Zagend stieg sie die breite, dunkle Treppe hinauf und noch zaghafter klopfte sie leise an die einzige Thür, welche die Inschrift „Cursuszimmer“ trug.

Felicia fand in diesem Zimmer noch einige andere Mädchen ihrer Bekanntschaft. Beim Anblick derselben verlor sich ihre Bangigkeit. Die Mädchen begrüßten sich heiter, umarmten einander und sahen sich dann im Zimmer um.

Die Einrichtung desselben war weder geschmackvoll noch modern. In einer ganz einfachen Bürgerwohnung gab es mehr Glanz, als das Fräulein um sich duldete. Für die Schülerinnen standen einige schräge Tischpulte von Föhrenholz an der roth und braun getüpfelten Kalkwand. Zu Sitzen dienten den jungen Mädchen hohe, kurzlehnige Schemel, deren Beine durch Querhölzer verbunden waren, welche die Schülerinnen zugleich als Stiege und Fußhalter benutzten.

Emerentia von Seidenblatt als Lehrerin hatte sich an der Fensterseite einen Tisch herrichten lassen, welcher die Eigenschaften eines Schreibpultes und Nähtisches in sich vereinigte. Ein Rohrstuhl mit hoher Lehne nahm das Fräulein auf, mochte sie nun Unterricht ertheilen oder sich auf sonst eine Weise mit Studiren oder Handarbeiten beschäftigen.

Ein Repositorium mit einer beträchtlichen Anzahl

Bücher fiel seitwärts von diesem Katheder der neugierigen Felicia vorzugsweise in die Augen.

„Was bedeuten denn die vielen grünen Gläser zwischen den Büchern?“ fragte sie Semele Guttmann, die ein Jahr mehr als Felicia zählte, groß und voll war und eine Schönheit zu werden versprach, nur daß ihr Gesichtsschnitt die Nationalität, welcher sie angehörte, nicht verläugnen konnte. „Sammelt denn Fräulein von Seidenblatt Thiere und bewahrt sie diese in Spiritus auf?“

Semele lächelte schalkhaft.

„Das ist eben das Geheimniß, das Niemand ausplaudern darf,“ erwiderte sie. „Fräulein von Seidenblatt wird Dich schon selbst instruiren. Sieh Dich nur ja vor, daß Du nie über irgend einen Schmerz zu klagen hast! Du würdest Dich wundern, wie seltsam sich dann Fräulein von Seidenblatt verändert; wie ihre großen, grauen Augen leuchten; wie sie Leben und Feuer wird! In solchem Falle hilft kein Widerstreben, kein Flehen, kein Seufzen! Du mußt Dich von ihr behandeln lassen, als wäre sie der Hausarzt Deiner Aeltern!“

Felicia mochte es gern, wenn ihre Freundinnen einen Scherz machten. Ihr selbst kam es nicht darauf an, Jemand gelegentlich etwas aufzubinden. Daher glaubte sie, Semele Guttmann wolle sich revanchiren, und dieser

Versuch, den sie auf der Stelle zu durchschauen vermeinte, amüsirte das fröhliche Mädchen göttlich.

„Also Fräulein von Seidenblatt doctert!“ sprach sie, scheinbar verwundert. „Und das darf natürlich der Physikus nicht erfahren!“

„Du würdest schön ankommen, wenn Du davon sprechen wolltest!“ fiel Semele warnend ein.

„Schweigt Ihr denn wirklich Alle?“ forschte Felicia weiter. „Könnt Ihr das denn?“

„Gewiß!“ versetzte Semele. „Fräulein Emerentia hat eine göttliche Manier, jungen Mädchen die Neigung zur Schwatzhaftigkeit abzugewöhnen.“

„Das zu erfahren, bin ich wirklich höchst begierig,“ sagte Felicia.

In diesem Augenblicke ließ sich die Glocke hören, die Mädchen fuhren auseinander und kletterten auf ihre Schemel, nur Felicia, der noch kein Platz angewiesen war, blieb neben dem Rohrstuhl des Fräuleins stehen und heftete die neugierig blitzenden Augen unverwandt auf die Gläser zwischen den Büchern.

„Sie kommt!“ flüsterte Semele Guttmann der Freundin zu. „Die drei Glockenschläge bedeuten, daß noch drei Minuten an neun Uhr fehlen. Punkt Neun legt sie ihre Hand auf den Griff der Thür und drei Minuten später beginnt der Unterricht. Heute nur wird das Fräulein nicht pünktlich sein, weil sie Dich erst

ausfragen, examiniren und instruiren muß. Das ist immer sehr spaßhaft und macht uns Allen großes Vergnügen. Du wirst Dich wundern über die göttlichen Einfälle, welche das gelehrte Fräulein hat! So 'was gibt es gar nicht wieder! Und damit ihr Niemand nachahmen oder sich über sie lustig machen kann, zwingt sie uns eben das Gelübde des Schweigens abzulegen."

„Ein förmliches Gelübde?"

„Still! Da ist sie schon!"

Felicia wendete ihr rosiges, offenes Gesicht, das zahlreiche Locken umtanzten, neugierig der Thür zu, die sich langsam öffnete. Emerentia von Seidenblatt trat mit dem Anstande einer Person, die sich ihres Werthes vollkommen bewußt ist, ein, ließ ihr scharfes Auge über die sechs bis acht Mädchen auf den Schemeln gleiten und senkte es dann, wohlgefällig lächelnd, zu Felicia, die wieder von Bangigkeit befallen ward. Statt des breitrandigen Hutes trug Emerentia jetzt eine Kappe von schwarzem Sammet, die auf beiden Seiten breite ceriserothe Bänder hatte, welche sich unter dem spitzen Kinn des gelehrten Fräuleins zu einer losen Schleife verschlangen. Da sie ziemlich dunkles Haar besaß, das nur leider sehr dünn zu werden begann, so stand ihr dieser originelle Kopfputz nicht ganz schlecht.

Ohne die Mädchen zu grüßen, trat Emerentia so=

gleich zu Felicia, ergriff deren Hand und ließ sich dann in ihrem Rohrstuhl nieder.

„Felicia ist Dein Name?“ fragte sie, die räderartigen Augen funkelnd auf die Tochter des Fabrikherrn heftend.

„Sie wissen es ja, gnädiges Fräulein,“ versetzte schüchtern die neue Schülerin. „Felicia Grant heiße ich.“

„Ordnung, mein Kind, Ordnung ist die Seele alles Lebens,“ fuhr Emerentia von Seidenblatt fort, „und Ordnung, die Euch Allen fehlt, sollt Ihr bei mir in allen Dingen lernen.“

Ein abermaliger funkelnder Blick machte Felicia so verwirrt, daß sie erröthend die Augen zu Boden schlug.

„Religion?“ lautete des Fräuleins nächste Frage. „Du hast doch Religion?“

Felicia wagte kaum flüsternd und schon dem Weinen nahe zu antworten, daß sie katholisch getauft, erzogen und kürzlich gefirmt worden sei.

Emerentia von Seidenblatt schüttelte den Kopf, indem sie sagte:

„Ist nicht gut! Hätte Dein Vater gar nicht zugeben sollen! Liebst Du Deine Aeltern?“

Diese Frage konnte Felicia aus vollem Herzen bejahen.

„Ich höre das gern," erwiderte Fräulein von Seidenblatt, „nur bedaure ich sehr, daß ich Dir rathen muß, nicht zu viel zu lernen. Vor Allem hüte Dich vor Lesen und Nachdenken! Du könntest sonst eines Tages Schaden an Deiner Seele leiden!"

Felicia verstand nicht, was das seltsame Fräulein mit dieser sonderbaren Aeußerung andeuten wollte, und Emerentia ließ dem Mädchen keine Zeit, lange darüber nachzudenken. Sie hob die Hand, legte sie auf die umlockte Stirn der neuen Schülerin und kehrte das Gesicht dem Repositorium mit den Büchern und Gläsern zu.

„Was sagst Du zu diesen schönen Sachen?" fragte sie lächelnd.

Felicia schüttelte das Köpfchen, was diesmal heißen sollte: Ich verstehe gar nichts davon.

„Du bist eine Freundin von Singvögeln?" fuhr Emerentia in ihrem wunderlichen Examen fort. „Was denkst Du Dir eigentlich dabei?"

„Alle Vögel mag ich leiden, weil sie so allerliebst sind und Jedermann Freude machen."

„Jedermann!" sagte das Fräulein mißbilligend. „Ich bin so anmaßend, mich auch unter die Menschen, und zwar nicht unter die ganz gewöhnlichen zu zählen, mir aber haben alle Singvögel nur Aergerniß und Verdruß verursacht."

„Wie kann das möglich sein, gnädiges Fräulein?"

rief Felicia in kindlicher ungekünstelter Verwunderung aus.

„Ihr Gesang, mein thörichtes Kind," fuhr Emerentia fort, „ist mehr ein Schreien und Flöten, das bisweilen in eine Art Melodie übergeht, im Allgemeinen aber kann man nicht viel gute Musik darin entdecken. Gewöhnlich gellen denkenden Menschen die Ohren von dem Singsang der Vögel, dessen trostloses Einerlei auch obendrein noch ermüdet. Ferner liegt in der Pflege aller Singvögel eine grausame Härte und Ungerechtigkeit, welche namentlich in Kindern frühzeitig die Neigung zu tyrannischen Willkürhandlungen legt. Lieber wäre es mir daher, Du schenktest Deinen Singvögeln die Freiheit, auch wenn es Dir große Ueberwindung kosten sollte."

Felicia traten nach dieser Aeußerung die Thränen in die Augen und sie bedauerte, daß sie den Vater wiederholt gebeten hatte, er möge ihr doch bei Fräulein von Seidenblatt noch ein paar Jahre Unterricht in modernen Sprachen geben lassen.

„Nicht weinen, mein Kind!" befahl Emerentia, ihre Hand noch einmal auf die Stirn der neuen Schülerin legend. „Wenn ich etwas sage, so meine ich es immer gut mit meinen Zöglingen. Ich bin keine Freundin von Zerstreuungen, die keinen Nutzen bringen. Das habe ich gelernt durch Erfahrungen und Nachdenken — Du darfst aber nicht denken, denn für Dich ist blindes Ge-

horchen viel besser! So gehorche denn auch mir, und jetzt besteige einmal diesen Tritt und hole mir eins von den mittelgroßen grünen Gläsern, die dort auf dem zweiten Bort zwischen den beiden großen Büchern stehen, herunter!"

Felicia erstieg behende den Tritt und erfaßte das bezeichnete Glas. Kaum aber hatte sie es dem Bort entnommen, so wäre es ihr beinahe entfallen. Zitternd stellte sie es auf den Pulttisch der Lehrerin. Sie hatte mit Schrecken bemerkt, daß eine Menge schlanker, dunkelfarbiger Körper, die einen regungslosen Knäuel bildeten, sich jetzt darin bewegten.

„O Gott, Blutigel!" rief das bestürzte Mädchen mit schlecht verhaltenem Widerwillen aus. „Das gnädige Fräulein halten sich Blutigel im Zimmer!"

Emerentia's Augen rollten wie graue Feuerräder in ihren Höhlen, während sie ihren langen Zeigefinger gegen Felicia erhob und in verweisendem Tone sprach:

„Der Blutigel, Du unwissendes Kind, ist unter den Thieren eins der allerwichtigsten! Ich finde es geradezu ungerecht, daß bis jetzt noch kein heidnisches Volk auf den Gedanken gekommen ist, Blutigeln göttliche Ehre zu erweisen."

Bei diesen Worten des alten Fräuleins machte sich auf allen Schemeln, die von Cursusbesucherinnen besetzt waren, ein lautes Schnauben bemerkbar, und als Eme-

rentia einen strengen Blick auf ihre gehorsamen Zöglinge warf, sah sie alle mit ihren Taschentüchern beschäftigt.

Jetzt ergriff sie das Glas und wollte die Blase, mit welcher die Oeffnung überspannt war, lösen. Felicia aber streckte entsetzt beide Hände aus und schrie aus Leibeskräften:

„Nur nicht aufmachen, gnädiges Fräulein, nur nicht aufmachen!“

Emerentia stellte das Glas wieder hin und wandte ihr Gesicht den Schülerinnen zu.

„Da habt Ihr abermals ein Beispiel,“ sprach sie docirend, „wie leicht Vorurtheile von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzen. Ich weiß es vom Doctor Ronne, daß die Mutter dieses Kindes eine Aversion vor Blutigeln hat, und sich stets weigerte, sich auch nur ein einziges dieser zierlichen, herrlich gezeichneten Thiere, deren den Menschen gespendete Wohlthaten so unzählig sind, wie der Sand am Meer, ansetzen zu lassen. Ich für meine Person, ich — fuhr Fräulein von Seidenblatt energischer fort — ich bin durch Erfahrung zu einer ganz entgegengesetzten Ueberzeugung gekommen. Wäre ich Arzt, den Blutigel würde ich für das universalste aller Universalmittel erklären, und der Beweis sollte meiner Behauptung wahrlich nicht fehlen! Und

daß ich Recht habe, nicht wahr, Ihr Kinder, das wißt Ihr? Das habt Ihr Alle erfahren?"

Von den Schemeln her ließ sich unisono ein deutliches Ja vernehmen, wodurch Felicia veranlaßt ward, sich umzuwenden. Die Mädchen saßen niedergebückt auf ihre Pulte, dennoch aber glaubte die neue Theilnehmerin am Cursus zu bemerken, daß Alle von unbesiegbarer Lachlust geplagt wurden.

„Du hast es gehört, Felicia," fuhr das Fräulein fort. „Ich erwarte nun von Dir, daß Du mir keine Schande machen und eben so schweigsam Dich verhalten wirst, wie diese meine lieben Schülerinnen! An meine Lieblingsthiere wirst Du Dich nicht allein gewöhnen, Du wirst auch bald die Erfahrung machen, daß das Lob, welches ich ihnen spende, nicht übertrieben ist. Sei nur immer offen gegen mich, Du kleiner Goldfisch, der zum Stummsein und zur Gedankenlosigkeit verdammt wird, bis die Zeit einmal den Bann lös't, der auf Dir ruht! Bleibe nicht zu Hause, wenn Du Dich einmal nicht wohl fühlen solltest! Schmerzen muß man verbeißen können, sonst wird man verweichlicht und die Zeit ist nicht dazu angethan, mit verweichlichten Individuen sich viel abzugeben. Was sich nicht aus freiem Antriebe abhärtet, wird zu den Todten geworfen! — Und nun, mein Kind, stelle das Glas wieder an seinen Ort, wir wollen jetzt, wo Du weißt, wie Du Dich gegen mich,

wie außerhalb dieses Zimmers gegen Andere zu verhalten hast, die Stunde beginnen, damit Ihr kleinen wichtich thuenden Dummbarte etwas gescheidter von mir geht, als Ihr zu mir gekommen seid!"

Mit schwer zu überwindendem Widerwillen ergriff Felicia Grant das Glas mit den Blutigeln und schob es mit abgewandtem Gesicht zwischen die beiden großen Bücher. Emerentia nickte dem Mädchen beifällig zu, deutete auf einen der noch nicht besetzten hohen Schemel an Semele Guttmann's Seite, und begann darauf die Unterrichtsstunde, in der sie gute Laune, Witz und sehr viel Geschick als Lehrerin junger Mädchen entwickelte, so daß die sehr verstimmt gewordene Felicia am Schluß der Schulzeit die Wohnung des sonderbar gearteten Fräuleins von Seidenblatt doch heiter und sehr befriedigt mit ihren scherzenden Mitschülerinnen verließ.

Fünftes Kapitel.

Die beiden Lucchesen.

„Im Busch“ hieß der besuchteste Vergnügungsort, welcher nur eine Viertelstunde von der Stadt auf gelichteter Waldhöhe lag. Vor einigen Jahren war hier ein ganz neues stattliches Gebäude aufgeführt worden mit Speise-, Conversations- und Spielzimmern. Ein unternehmender Mann hatte die Bewirthschaftung des zeitgemäßen Etablissements übernommen, und seitdem hielt die beste Gesellschaft an schönen Tagen daselbst häufig Reunions, ohne daß der Mittelstand dadurch belästigt oder gar ausgeschlossen worden wäre.

Von dem breiten, mit elegantem Eisengitter umhegten Platze, welcher das Haus im Busch begrenzte, hatte man eine weite Aussicht über Stadt und Umgegend. Hier übersah man auch die vom Feuer verwüsteten Straßen, über denen noch immer eine träge gelblichgraue Rauchwolke hing. Nur das hohe Dach der katho-

lischen Kirche mit dem vergoldeten Kreuz ragte klar und hell aus dem Dunst der qualmenden Brandstätte empor.

Eines Nachmittags finden wir auf einem etwas abseit gelegenen Platze, den grünes Gesträuch den Blicken Neugieriger ziemlich unzugänglich machte, die Brüder Maffei, denen der begüterte Mathias Grant ein so großmüthiger Gönner und Beschützer war. Die kunstfertigen, im Modelliren geschickten Lucchesen hatten von dem Anerbieten des Fabrikherrn noch keinen Gebrauch gemacht. Eine zufällige Begegnung hatte dies so gefügt. Jetzt aber bereuten die Brüder, daß sie durch ihr Zaudern den uneigennützigen Rathsherrn vielleicht beleidigt und dadurch seine Gunst verscherzt haben könnten. Verdüstert saßen sie nun einander gegenüber und Keiner hatte noch das vor ihm stehende Glas mit dem duftenden Weine berührt.

„Wenn der Mann es nicht ehrlich mit uns gemeint hat, so muß er ein heimlicher Feind des Herrn Grant sein," sprach Giacomo Maffei, eine hingeworfene Aeußerung seines Bruders beantwortend. „Wir hätten ihn geradezu beleidigen müssen, wären wir ihm aus dem Wege gegangen! Ich bedaure nur, daß wir ganz und gar vergaßen, die Frage an ihn zu richten: ob er den Director der jetzt hier verweilenden Seiltänzertruppe kennt?"

„Vergessen habe ich diese Frage nicht," versetzte der Bruder Cesare, „ich wagte nur nicht, sie auszusprechen."

„Und was konnte Dich davon abhalten?"

„Weiß ich es doch selbst nicht recht! Dieser Maria Emanuele Frontelli flößt mir, ich weiß nicht wodurch, einen solchen Respect ein, daß ich immer thun muß, was er wünscht. Er ist überall gewesen, kennt die bedeutendsten Männer unseres schönen, nur leider nicht sehr glücklichen Vaterlandes, und zeigte eine so aufrichtige Freude, Landsleute in uns zu finden, daß wir ihm wohl gern zuhören mußten. Und was hat er uns erzählt! War es ein Wunder, daß wir Ort und Zeit vergaßen und uns gern von ihm festhalten ließen?"

„Und nun ist er plötzlich verschwunden," sagte Giacomo nachdenklich. „Er ist abgereis't, ohne uns von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, ohne uns einen Gruß zu hinterlassen!"

„Diese Abreise beunruhigt mich nicht," fiel Cesare ein. „Er wird eines Tages wiederkommen, denn er hat seine Reisetasche zurückgelassen."

„Woher weißt Du das?"

„Der Besitzer der Sonne hat es mir selbst gesagt. Heute Morgen erst hat man die Tasche gefunden. Sie war, da sie nicht sehr groß und stark ist, unter das eine Sophakissen geglitten."

„Vielleicht würde uns dieser Mann Auskunft geben

können, ob die beiden Frontelli mit einander verkehrt haben?"

„Willst Du ihn fragen?"

„Man müßte eine schickliche Gelegenheit dazu abwarten."

Beide Brüder sahen wieder in den Wein und schwiegen längere Zeit.

„Künftigen Sonntag will ja Frontelli seine Vorstellungen beginnen," nahm Giacomo wieder das Wort. „Abends zuvor werden die Seile über die Böcke gespannt und alles sonst etwa Nöthige vorbereitet. Gewiß versammeln sich am Spätabend die Hauptmitglieder der Gesellschaft in der Sonne, wo sie ja noch immer unangefochten wohnen, seit es erwiesen zu sein scheint, daß sie an dem Brandunglück nicht wohl schuld sein können. Es wird an Neugierigen, welche die Seiltänzer in der Nähe und in einfacher bürgerlicher Kleidung sehen wollen, nicht fehlen, und wenn wir uns diesen zugesellen, so kann Niemand daran Anstoß nehmen. Als Italiener werden wir leicht eine Unterhaltung mit Signor Frontelli anknüpfen können, dessen gute Sitten und feine Manieren ja überall gepriesen werden."

Indem der Bruder diesen Vorschlag beantworten wollte, hörten beide Lucchesen dicht hinter den Büschen ihren Namen nennen. Gleich darauf ging Mathias Grant den Laubengang hinunter und erblickte die Mo-

dellirer. Ohne sich verwundert zu zeigen oder gar verletzt zu erscheinen, trat er den Brüdern sogleich mit seiner Tochter Felicia entgegen, die den Vater begleitete.

„Sieh da!" rief er aus. „Da hätte mich denn mein Instinkt einmal ganz richtig geführt! Unser Wein mundet Euch trotz der Säure, die ihm alle Romanen gern andichten möchten, doch, und von Euern glänzenden Augen auf die Gefühle zu schließen, die der Genuß des goldenen Traubenblutes Euch eingeimpft hat, seid Ihr für's Erste noch nicht würdig, in ein Camaldolenserkloster zu treten und wäre es noch herrlicher gelegen, als das bei Neapel, wo ich zum ersten Male in meinem Leben einen bildschönen, jungen, kräftigen Mann gesehen habe, der sein schneeweißes Mönchsgewand gewiß zu jeder Stunde mit einem Waffenrocke, ja selbst mit der rothen Jacke der Galeerensclaven vertauscht haben würde, deren Arbeiten am Meeresufer er durch sein vortreffliches Fernrohr beobachten konnte. Weshalb seid Ihr nicht zu mir gekommen, Galant' uomini? Ich dachte schon, es könnte Euch etwas Unangenehmes begegnet sein, weshalb ich mich mit dem Gedanken trug, mich angelegentlicher nach Euch zu erkundigen."

Die beiden Luccheseu fühlten sich durch das freundliche Entgegenkommen des kunstliebenden Rathsherrn beschämt und wußten kaum, wie sie ihr Ausbleiben beschönigen sollten. Mathias Grant errieth die Verle-

genheit der jungen Leute, die er sich auf seine Weise erklärte, und war weit entfernt, diese ihnen nachzutragen.

„Laßt es gut sein, Carissimi," fuhr er heiter fort. Künstler hängen stets von Launen ab, die ihnen entweder wie Staub von Außen anfliegen oder wie trübe Blasen aus dem heißen Quell ihres rasch pulsirenden Blutes aufsteigen. Oder machen Euch etwa die Nachrichten aus Euerm Vaterlande so nachdenklich?"

„Welche Nachrichten, caro Padrone?" sprach aufhorchend Giacomo Maffei.

Der Rathsherr lächelte und weidete sich augenscheinlich an der Verlegenheit der jungen Modellirer.

„Rein ausgesprochene Künstlernaturen!" sagte er munter. „In ihre Träume und Ideen vertieft, sehen und hören sie nicht, was geschieht, fühlen sie nicht die Erschütterung, welche die Welt bewegt und die Erde aus ihren Angeln zu heben droht! Ihr habt doch von dem neuen Papste schon vernommen?"

„Graf Mastai Ferretti!" sprach Giacomo Maffei. „Unser verstorbener Vater muß ihn gekannt haben. Er hat uns wiederholt von einem Ferretti erzählt, der in Sinigaglia seiner Zeit viel von sich reden machte."

„Gleichviel, ob Papst Pius IX. von Euerm Vater gekannt wurde, oder nicht," fiel Mathias Grant wieder ein, „die Welt, zumal die italienische, kann sich gratu-

liren, daß der heilige Geist über die im Quirinalischen Palast eingemauerten Kardinäle gekommen ist und sie diesen Mann hat finden lassen. Unter einem Papste, wie dieser neunte Pius einer zu werden verspricht, könnte man beinahe wünschen, katholisch zu sein!"

Der lebhafte Mann bedauerte, das Wort gesprochen zu haben, als er das mit sonderbarem Ausdrucke zu ihm aufblickende Auge seiner Tochter gewahrte. In diesem Blicke lag Bitte, Vorwurf, Hoffnung und Trauer. Aber der Vater verstand die Herzensregungen Felicia's, und weil er mit treuer Vaterliebe an dem Kinde hing, suchte er Alles zu vermeiden, was die noch jeglichem Eindruck zugängliche Seele des jungen Mädchens verletzen oder zu irrigen Schlüssen hätte verleiten können.

„Mit einem Worte, Ihr unschuldigen Ignoranti," fuhr er fort, „der neuerwählte Papst ist der freisinnigste Geist, dessen Stirn je die dreifache Krone geschmückt hat. Gott gebe, daß sie diese reine, nur edler und großer Gedanken fähige Stirn nicht auch eines Tages wund und blutig drückt! In Pius IX. entsteht der Kirche, den Römern und — ich glaube es wenigstens — ganz Italien ein Reformator!"

Die Lucchesen hörten aufmerksam zu, doch hielten sie mit ihrer Meinungsäußerung zurück.

„Ihr scheint Euch nicht sehr zu freuen," fuhr Mat-

thias Grant fort, da keiner der Brüder sprach, „und doch berührt Euch das Geschehene oder Begonnene weit näher als uns Deutsche. Wie ganz anders ließ sich ein Landsmann von Euch, Signor Frontelli, darüber aus! Den Mann solltet Ihr sprechen hören! Sein Enthusiasmus für die große Idee, welche der neunte Pius zum Heile der Welt durchzuführen beschlossen zu haben scheint, muß jeden Menschen von Herz und Geist mit sich fortreißen!"

„Sprechen Sie von Signor Maria Emanuele Frontelli?" fiel jetzt Cesare Maffei ein. „Mit ihm haben auch wir verkehrt, aber von dem, was Sie uns eben mittheilen, hat er uns keine Sylbe erzählt!"

„Hörst Du, Papa?" rief Felicia. „Der Mann ist nicht wahr! Er will Dich nur aushorchen, um Dir später einmal schaden zu können!"

„Die Mutter, mein herzliebes Töchterchen," versetzte Mathias Grant, „die Mutter ist auch nicht immer ganz zuverlässig in ihren Urtheilen. Signor Maria Emanuele Frontelli, der mir Briefe erprobter Freunde aus mehreren Orten Italiens überbrachte, hat in den Augen Deiner Mutter verloren, weil er mir nicht widersprach, als ich unverhohlen mit dem hervortrat, was ich mein Glaubensbekenntniß nenne."

„Kannten Sie den genannten Herrn schon längere Zeit?" fragte Cesare.

„Während meines beinahe dreijährigen Aufenthaltes in Italien bin ich ihm nicht begegnet," erwiderte Grant. „Das konnte aber kein Grund sein, ihn nicht mit Freuden und offenen Armen zu begrüßen. Die Briefe der Freunde sind die beste Empfehlung, die er mir bringen konnte."

„Er muß große Eile haben," meinte Giacomo, „sonst würde er nicht bei Nacht und Nebel abgereis't sein."

„Abgereis't?" fragte Mathias Grant. „Ein Spaziergang über Land ist doch wohl keine Reise."

„Wissen Sie das bestimmt, Padrone?"

„In zwei bis drei Tagen wird er für einige Wochen mein Haus als Gast beziehen," fuhr der Fabrikherr triumphirend fort. „Bis dahin seid Ihr hoffentlich ebenfalls im Hinterhause eingerichtet, und wenn Ihr gut thut und nicht gar zu starr dem Alten anhängt, das von jetzt an gewaltig in's Rollen und Stürzen kommen dürfte, wollen wir zum Spätsommer die Abende auf florentinische Weise genießen. Ohne daß Ihr leichtsinnigen Artifici es ahnt, habe ich in aller Stille für Euch gesorgt, um etwaigen Widersachern gleich von Anfang an die Hände zu binden. Es gibt Leute, die Eure Kunstfertigkeit in Anspruch nehmen wollen. Doch davon erst dann, wenn Ihr wirklich einseht, daß bei uns Deutschen Treu' und Wahrheit nicht blos tönende Worte sind. Zuvörderst werdet Ihr mir dienen, und zwar damit,

daß Ihr mir die Büste dieses schelmischen Lockenkopfes hier modellirt. Es wird nicht anders, Galant' uomini! Ich lasse Euch nicht los! Und nicht eher soll der Thon trocken, nicht eher Euer Spatel gereinigt werden, bis ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, daß Ihr durch die That Euern Künstlerberuf bethätigt. Die Büste meiner Tochter soll Euer Empfehlungsbrief weit und breit im Lande deutscher Barbaren sein, wie Viele von Euch wirren Hitzköpfen uns unverdienter Weise benamsen!"

Es schien den Lucchesen nicht rathsam, durch Widerspruch ihren Gönner zu verstimmen. Zwar hatte Signor Maria Emanuele Frontelli von den Vorgängen in Rom gegen die Brüder nichts erwähnt, und an die Lectüre deutscher Blätter wagten sich die Modellirer nicht, da sie keine Gelegenheit gehabt hatten, das deutsche Alphabet sich zu eigen zu machen. Außerdem drückten sie zeitliche Sorgen mancherlei Art, denn der Brand hatte nicht nur die Büsten und Figuren zerstört, durch deren Verkauf sie ein ziemlich sparsames Leben führten; auch die Instrumente, deren sie zur Ausübung ihrer Kunst bedurften, waren bei dem Unglück mit zu Grunde gegangen. Die Schilderung ihrer precären Lage war daher das Hauptthema des Gespräches mit Maria Emanuele Frontelli gewesen. Und als sie während desselben des Anerbietens gedachten, das Mathias Grant

ihnen gemacht hatte, ließ der fremde Italiener Bemerkungen laut werden, welche die noch wenig erfahrenen Lucchesen abhalten mußten, das Haus ihres Gönners sogleich zu ihrem bleibenden Aufenthalte zu wählen.

Angeborener natürlicher Takt hielt die Brüder von jeder weiteren Auslassung ab. Hätten sie gegen den wohlwollenden Rathsherrn ganz offen sein wollen, so würde sich schwerlich ein Bruch zwischen Maria Emanuele Frontelli und Mathias Grant haben vermeiden lassen. Ihnen aber würde ein längerer Aufenthalt in der Stadt und Umgegend weder gestattet worden noch erwünscht gewesen sein; denn der einflußreiche Mann, der sie mit starker Hand beschützte, konnte in diesem Falle wenigstens öffentlich nicht mehr als ihr Freund und Gönner auftreten.

Grant nahm das Schweigen der Brüder und die wohlgefälligen Blicke, mit welchen sie die etwas befangene Felicia betrachteten, für eine offene Einwilligung, nöthigte sie, die Gläser zu leeren, und forderte sie dann auf, ihn zu begleiten.

„Ich bin mit einigen Freunden hier heraufgekommen, um doch endlich einmal für einige Stunden den unangenehmen Brandgeruch loszuwerden, der sich überall festsetzt und zuletzt noch den ganzen Menschen durchdringen wird," sprach er. „Wenn Ihr klug seid und das Savoir-vivre recht versteht, könnt Ihr schon heute Ver-

bindungen anknüpfen, die Euch in Zukunft goldene Berge eintragen werden. Zögert also nicht, sondern denkt: es ist ein Freund, der in der Fremde Euch wohl will, und der schon um der Erleuchtung willen, die jetzt die Peterskuppel überflammt, obwohl man keine Illumination angesagt hat, ein Uebriges thut für Alle, die bisher unter dem üblichen Lichtglanz in der Höhe in desto tieferer Finsterniß auf Erden sich mühselig weiter greifen mußten. Das hat jetzt, Gott Lob, ein Ende, und darum muß man fröhlich sein und im Hinblick auf eine schöne, große Zukunft die Gegenwart mit ihren kleinen Leiden und Disharmonieen vergessen!"

Lächelnd schlossen sich die Brüder Maffei dem wohlwollenden Freunde an, und bald darauf nahmen sie als Gäste Platz inmitten einer größeren Gesellschaft, die zum ersten Male nach den Schrecken der verheerenden Feuersbrunst sich in der freien Natur, fern vom Lärm und Dunst der schuttgesperrten Straßen, heiter ihres Daseins freute.

Sechstes Kapitel.

Unterhaltungen voll Licht und Schatten.

Auf wiederholt eingereichte Gesuche hatte der hochweise Rath dem Director Frontelli endlich doch noch die Erlaubniß gegeben, das Publikum mit der Besteigung des Thurmseiles überraschen zu dürfen. Es leuchtete den Vätern der Stadt ein, daß eine derartige Vorstellung Viele abziehen werde von der trüben Gegenwart. Die Kunstleistungen der Seiltänzer lieferten Stoff zu andern Gesprächen, und da wohl auch Landleute in Menge davon angelockt werden durften, mehrte sich auch wieder der in Folge des großen Feuers bedenklich in's Stocken gekommene Verkehr.

Seinen ersten Gedanken hatte Frontelli aufgeben müssen. Die Localität war durch den Brand eine sehr ungünstige geworden. Indeß wußte er sich zu helfen, indem er das ziemlich lange Seil über die äußersten

Ausläufer der Brandstätte zog und es an dem Gemäuer des ausgebrannten Marstalles befestigte.

Die Speculation des Directors erwies sich als richtig. Es fanden sich ungewöhnlich viel Zuschauer ein. Selbst die bekannten Anhänger der orthodoxen Partei, an deren Spitze Senator Unstätten stand, waren auf den ersten Sitzreihen sichtbar. Dies erregte allgemeines Aufsehen und ward für eine Demonstration gegen den ungläubigen Mathias Grant angesehen, der als scharfer Gegner Unstätten's bekannt war und sich von der Vorstellung der Gesellschaft Frontelli mit seiner Familie fern hielt.

Mit den Leistungen der Künstler bezeigte sich das Publikum durch laute Beifallsäußerungen sehr zufrieden. Die Productionen glückten ohne Ausnahme, einzelne wurden auf Verlangen sogar wiederholt, und als zuletzt die Besteigung des Thurmseiles angekündigt ward, bewaffneten sich die Augen selbst mit guter Sehkraft Begabter, um auch genau das Seil bis zu seinem Ausgangspunkte an dem braunrothen Gemäuer der Marstallruine verfolgen zu können. Es war dies nicht ganz leicht, da es bereits zu dämmern begann und bisweilen eine dünne Rauchwolke von der Brandstätte über das Seil zog. Es hatte sich nämlich während der Vorstellung der Wind gedreht, was Frontelli nicht eher gewahrte, als bis er bereits eine Anzahl Schritte auf

seinem luftigen Pfade gemacht hatte. Die Dämmerung wartete er absichtlich ab, um nicht durch den raschen Wechsel von Licht und Schatten geblendet zu werden. In jeder Hand hielt Frontelli eine Pistole mit gespanntem Hahn, und das Publikum war durch die Anschlagezettel unterrichtet worden, daß beide Schußwaffen von dem kühnen Seiltänzer in dem Augenblicke abgefeuert werden sollten, wo er das Ziel erreicht haben würde.

Die erste graue Dunstwolke, welche über das gespannte Seil fortzog und es für kurze Zeit vollständig verhüllte, machte Frontelli stutzen. Die Weitsichtigsten unter den Zuschauern wollten bemerken, daß er stehen blieb und einige Augenblicke beide ausgestreckt gehaltene Arme sinken ließ. Dann schritt er wieder vorwärts, nur schneller als anfangs, bis er abermals in den finstern Dunstkreis einer schwefelschwangern Rauchwolke trat.

Die Uhr auf dem Rathhausthurme schlug eben acht, als Mathias Grant die Granitstufen zum Hause des Banquier und Hauptcollecteur für die Landeslotterie Peregrin Guttmann hinaufstieg, mit dem er in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen hatte. Der Rathsherr wußte, daß er den jovialen Mann und treuen Geschäftsfreund daheim antreffen werde, denn Guttmann war ein abgesagter Feind aller gefährlich aussehenden Kunstproductionen, weshalb er sie nicht blos selbst vermied,

sondern auch seine Untergebenen davon zurückhielt. Ganz zufällig, während er die Hand nach dem Glockenzuge ausstreckte, gewahrte Grant das Seil im abendlichen Dämmerlicht, und auf demselben die schwebende Gestalt Frontelli's. Gleich darauf war sie verschwunden, Grant glaubte Rauch, dann blitzendes Gefunkel zu sehen und der Knall zweier Schüsse verhallte im trägen Luftzuge. Ein greller, lauter Aufschrei erschütterte die Atmosphäre.

„Der Unglückliche!" rief Grant entsetzt und eilte die Stufen wieder hinab, um sich nach dem nahen Schauplatze des Unfalles zu begeben. Hier fand er bereits Alles in Bestürzung. Ein wirrer Knäuel Menschen drängte sich durch einen Spalt der niedergebrochenen Bretterwand, welche den Zuschauerraum abgrenzte. An diesen stießen die Trümmer der noch unaufgeräumten Brandstätte, und auf diese herab aus einer Höhe von etwa dreißig Fuß war Frontelli gestürzt.

Die Rufe: „Er lebt! Er kann noch sprechen! Er ist nicht bewußtlos!" minderten die Aufregung des Rathsherrn, der sich kräftig Bahn brach durch die Gruppen der neugierigen Gaffer, die jetzt, wo sie um den Genuß eines interessanten Schauspiels gekommen waren, wenigstens den Anblick eines Verstümmelten oder Sterbenden haben wollten.

Ehe aber Mathias Grant noch den Ort erreichte,

wo man Frontelli die erste Hilfe leistete, hörte er Aeußerungen fallen, die ihn nicht gleichgiltig lassen konnten.

„Der schwefelige Dunst hat den armen Menschen benebelt und schwindlig gemacht," sagte ein dem Arbeiterstande angehörender Mann. „Ich lehnte gerade an der Planke und konnte deutlich sehen, wie sein Fuß zitterte, als die widerwärtigen Rauchbüschel ihn umwedelten. Er hätte auf der Stelle umkehren und das Kunststück gar nicht machen sollen. Ein paar Worte würden die Unzufriedenen beruhigt haben, und allenfalls wäre ja von dem Bajazzo, der immer belacht wurde, noch ein lustiger Narrentanz mit Torkeln und Fallen zum Ergötzen Aller nachzuholen gewesen."

„Der Rauch allein hat den gelenken Mann nicht vom Seile geworfen," fiel ein Anderer ein, in dem Mathias Grant einen der Aufseher aus seiner vom Feuer zerstörten Spinnfabrik erkannte. „Die Gestalt auf der Brandstätte, die auch wahrhaftig gespenstisch genug aussah, brachte ihn zuerst aus der Fassung. Er winkte ihr zu mit dem rechten Arme, allein es half nichts. Das unheimliche Gebilde blieb stehen, und ich sah es selbst schaudernd, wie es allerhand Figuren in die Luft schrieb."

„Ein Feuermann war's in seinem weißen Leinenkittel," erwiderte lachend der Arbeitsmann. „Warum

auch hätte er fortgehen sollen? Vertrieb ihn der Qualm aus den verschütteten Kellern nicht am Tage, so konnte er sich wohl mit gutem Gewissen den Spaziergang durch die Luft mit ansehen, auch ohne Eintrittsgeld für die Erlaubniß, fünf Minuten lang aufwärts zu gucken, an der Kasse zu zahlen."

Der Fabrikaufseher schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht an dem," entgegnete er. „Der Seiltänzer kannte den Mann und fürchtete ihn, und ich weiß auch, weshalb."

„Das weißt Du?"

„Das heißt, ich vermuthe, es werden noch böse Geschichten an den Tag kommen."

Mathias Grant war den Sprechern jetzt so nahe gekommen, daß er auch ein nur leise geflüstertes Wort verstehen konnte. In der Mitte des Gedränges entstand eine Bewegung.

„Platz gemacht!" riefen mehrere Stimmen, und sogleich theilte sich die Menge. Der Rückprall entfernte den Rathsherrn wieder einige Schritte von den beiden Sprechenden.

„Wenn das laut würde!" sagte jetzt erstaunt der Arbeitsmann. „Ein so gottesfürchtiger Mann und so hoch gestellt! — Du hast gewiß nicht recht gehört!"

„Jede Sylbe konnte ich verstehen, obwohl sie ganz leise sprachen," fuhr der Aufseher fort. „Der Sonnen-

wirth hat mir den kleinen Verschlag auf der hintern Hausflur zur Aufbewahrung meiner wenigen Habseligkeiten eingeräumt, die ich in der Eile den um sich greifenden Flammen entreißen konnte. Dieser Verschlag stößt an die Kammer, in welcher seit dem Brande die Seiltänzer hausen. — Ich war, müde vom Pumpen an der großen Spritze, wo sie mich den ganzen Tag festgehalten hatten, eingenickt, als ich von einem pfeifenden Tone aufgeweckt wurde. Dieser Ton kam aus der Kammer neben meinem Verschlage, und der ihn ausstieß, war kein Anderer, als der verunglückte Mann, den sie jetzt dort hinaustragen. Der Andere, mit dem sich der Director unterhielt, machte es wenig besser. Ich kam bald dahinter, daß sie sich zankten. Meistentheils sprachen sie in ihrem Kauderwälsch, nur bisweilen flochten sie deutsche Sätze ein und diese sind fest in meinem Gedächtniß hängen geblieben."

Da Alles dem Verunglückten nachdrängte, mußte Mathias Grant sich der Menge ebenfalls anschließen, um wo möglich in der Nähe des Erzählers zu bleiben.

„Ich verlange, daß Du meinen Willen thust," sagte die eine Stimme. „Weigere Dich nicht länger, oder Du wirst es bereuen!"

„Dein Drohen veracht' ich," erwiderte der Director.

„Senator Unstätten wird von mir unterrichtet!“ drohte der Andere.

„Er wird Dich aus der Thür werfen lassen,“ meinte Frontelli.

„Dann wende ich mich schriftlich an ihn und sage ihm, wer Du bist!“

„Er glaubt Dir nicht, und Beweise kannst Du nicht beibringen.“

„Darauf hörte ich wieder zischende, pfeifende Laute. Ich drückte mein Gesicht fest an die Bretter, fand einen kaum bemerkbaren Riß und erhaschte die Gestalten beider Männer. Der Director der Seiltänzer und jener Mann, der plötzlich wie ein böser Geist aus dem rauchenden Getrümmer sich erhob, als Frontelli die ersten Schritte auf dem Seile gemacht hatte, rangen mit einander. Frontelli ward Herr über seinen Gegner; dieser bat um Gnade und versprach unter heiligen Schwüren zu schweigen.“

„Fort! Aus meinen Augen!“ rief da der Seiltänzer. „Ich vergebe Dir, wenn Du mich von jetzt an meidest! Du hast mich unglücklich gemacht für's ganze Leben, Seele und Seligkeit aber will ich Dir nicht verschreiben!“

Der Andere schwieg. Nach einer Weile hörte ich ihn fortgehen. Ich folgte behutsam und sah, daß er sich hinausschlich auf die Brandstätte. Er trug einen

leichten weißen Rock, wie heute. Am Gemäuer des Marstalles verlor ich ihn aus den Augen."

Das Gedränge ward wieder stärker und auch dem Rathsherrn entschwanden die beiden Sprechenden. Das Vernommene aber beunruhigte Mathias Grant, da er irgend einen geheimen Zusammenhang zwischen dem jetzt verunglückten Frontelli und der Entstehung des Brandes vermuthete, der so großes Unheil über seine Vaterstadt gebracht hatte.

Dem Menschenstrome sich anschließend, ward der Fabrikherr bis vor den Eingang des Gasthauses mit fortgerissen, wo der bedauernswerthe Künstler Wohnung genommen hatte. Eine kurze Zeit schwankte er, ob er eintreten und Frontelli sprechen solle, was ihm bei seiner Stellung leicht gewesen sein würde, oder ob er die Folgen des unglücklichen Sturzes und das zufällig Vernommene auf sich beruhen lasse. Zu einer ruhigen Besprechung mit dem wahrscheinlich schwer Verletzten war der Augenblick jedenfalls nicht gut gewählt, und inquisitorische Fragen auf bloße, noch gar nicht einmal klare Indicien hin an einen vielleicht dem Tode Verfallenen zu richten, schien dem human gesinnten Mann an Grausamkeit zu streifen. So beschloß denn Grant den nächsten Tag abzuwarten und alsdann erst seinem Aufseher auf den Zahn zu fühlen.

Um dem Zudrange der neugierigen Menge zu weh-

ren, ward die Eingangsthüre zur Sonne geschlossen. Diese Maßregel hatte ein baldiges Verlaufen des Publikums zur Folge, so daß Mathias Grant unbehindert seines Weges gehen konnte.

Zunächst wandte sich unser Freund wieder dem Hause Peregrin Guttmanns zu, um mit diesem seine Geschäftsangelegenheiten in's Reine zu bringen. Er fand den jovialen Mann vor der Thür stehen, wo er von Vorübergehenden bereits die Trauerbotschaft von dem Unfall mit allerhand Uebertreibungen hatte erzählen hören.

„Werthgeschätzter Freund!“ rief Guttmann jetzt dem Rathsherrn zu, dessen Hände erfassend und ihn so in's Haus führend. „Was um's Himmels willen ist dem dummen Kerl von Kunststückenmacher denn eingefallen, daß er den verdrehten kopflosen Einfall bekommt, wirklich aus hoher Luft herab auf den Kopf zu fallen? So 'was thut man doch nicht dem Publikum zu Liebe. Ein Salto mortale von derlei Risico muß einen tieferen Grund haben! Er soll sich unterwegs, d. h. während des Herabfallens mit einer Pistolenkugel die Kinnlade zerschmettert haben! — Ein schlechtes Abendbrot, bei Gott! Wie?“

Mathias Grant erwiderte auf die lebhaften Fragen des sehr schnell sprechenden Geldmannes, der die Gewohnheit hatte, Alles, auch das Schrecklichste, von

einer heitern Seite zu betrachten, daß er weder die eigentliche Veranlassung des Unglücks noch die Größe desselben kenne, versprach aber zugleich, Erkundigungen darüber einzuziehen.

„Uebrigens wird das nicht einmal nöthig sein," fügte er hinzu, „da man dem Rathscollegium ja ohnehin Anzeige von dem Vorfalle machen muß. Ich wünsche nur nicht, daß sich Untersuchungen und Verhöre daran knüpfen mögen; denn wir haben ohnehin jetzt mehr als zu viel zu thun, um alle Obdachlosen unterzubringen, alle Hungrigen zu speisen, allen Arbeitslosen Beschäftigung zu verschaffen."

„Ich will Ihna was sagen, werthgeschätzter Freund," versetzte Guttmann, der als geborener Oesterreicher weder Dialect noch Sprechweise ganz abzulegen vermochte, auch außerdem noch als getaufter Jude — er war zur katholischen Kirche übergetreten — seine ursprüngliche Nationalität weder in Gang noch Gebehrde noch Sprache verläugnen konnte. Guttmann wußte das sehr genau, er besaß aber genug Humor, um sich gelegentlich selbst zu persifliren, wenn er in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung den ererbten Fehler gewahrte. „Sie sind doch zu beneiden, sag' ich," fuhr er fort, „weil Sie gezwungen sind, mehr Gutes zu thun, als man verlangen kann von 'nem einfachen simpeln Menschen! — Sehen Sie mich an, Herr Grant! Was entdecken Sie? Wie schau' ich

aus? Nun, ich will Sie nicht setzen in rathsherrliche Verlegenheit; ich will Ihna sagen meine Meinung klar und simpel. Ich schau' aus, wie eine Gans, die bekommen hat von der Natur zwei verschieden gefärbte Flügel, einen schwarzen und einen weißen. Bei Gott, werthgeschätzter Freund, grad' so schau ich aus!"

„Sie belieben den Scherz bisweilen auf die Spitze zu treiben, Herr Guttmann," erwiderte der Rathsherr, der nicht in der Stimmung war, auf die gewöhnlich spaßhaften Einfälle des Geldmannes einzugehen. „Sie verkennen Ihren Werth und Ihre eigenen Verdienste!"

„Bitte gehorsamst, werthgeschätzter Freund!" fiel Guttmann lebhaft ein. „'s liegt nicht in der Natur meiner Verwandtschaft von der Erzväter Zeiten her, durch zu große Bescheidenheit sich selbst herabzusetzen! Ich kenne mich aus — o Herr Grant, so genau kenne ich mich aus, wie meine Tasche! Drum lassen Sie sich sagen von mir, daß mein Vergleich, den ich gemacht habe, ächt ist wie Gold!"

Mathias Grant lächelte, indem er in dem Arbeitszimmer des Banquier, wohin dieser ihn geleitet hatte, neben einem mit vielen Papieren bedeckten Tische Platz nahm.

„Lachen Sie nicht!" fuhr Peregrin Guttmann fort. „Ich werde Ihna gleich die Beweise überliefern, daß

ich meine Worte verantworten kann! Sie haben doch gelesen die neuesten Blätter?“

„So ziemlich, d. h. das, was mich darin interessirte.“

„Haben Sie auch gelesen, daß der Papst ist geworden ein Revolutionär?“

„Ich bin erfreut und — gestehe ich es offen — beschämt durch die neuesten Berichte aus Rom. Erfreut, weil ein Papst den Muth hat, mit solcher Offenheit sich an die Spitze der geistigen Bewegung unseres Jahrhunderts zu stellen, beschämt, daß ich nach meiner historischen Kenntniß des Papstthums daran zweifeln zu müssen ein Recht zu haben glaubte!“

„Es geschehen jetzt alle Tage Wunder, gerade wie in der ersten Zeit nach — nach dem Beginn der christlichen Zeitrechnung,“ versetzte Guttmann. „Demnach müssen wir ja in einer segensreichen Zeit leben. Der Segen wird aber von unserm himmlischen Vater nicht gleichmäßig ausgespendet an Alle, gleichwie der heilige Vater auch nicht jedem Einzelnen vom Balcon des Quirinalischen Palastes herab seinen Segensspruch vernehmbar zurufen kann. Schaun S’, das ist halt der Anfang von allem neuen Unglück! Wie ich da vor Ihna stehe, just so plätschert die Unglückswelle links und rechts über die Hacken meiner meisterhaft gearbeiteten Stiefel! . . Ich hab’ emol kein Glück, Herr von

Grant! Ich bin a Pechvogel, der dick und fett wird, und wenn er im lichtleeren Raume lebte! . . . Was ist zu thun? . . . Nix! Stille halten und schau'n, ob in der obern Luft irgendwo eine Windhose zusammengeflickt wird, die einem den Garaus machen könnte, wenn sie nicht vorher die Höflichkeit hätte, durch lautes Sausen und Brausen zu melden, daß sie — mit Respect zu sagen — a Bissel rasen wolle! Jetzt, werthgeschätzter Freund, jetzt sein Sie halt so gescheidt, und geben Sie mir einen guten Rath! . . Da, lesen Sie die Papiere hier! . . . Der da mit den schönen Versprechungen verlangt und erwartet meine Betheiligung an dem neuen Anlehen, weil ich ein so guter Katholik bin — verstehen Sie, Herr von Grant — ein guter Katholik! ... Na, schön! Mehr kann der Mensch doch nicht wünschen, als sich in religiösen Dingen gut nennen zu hören..."

Peregrin Guttmann warf das Papier wieder auf den Tisch, zog sein sehr großes ostindisches Taschentuch von hellgelber Seide aus der Tasche seines blauen, breit- und langschößigen Frackes, ein Kleidungsstück, das er jedem andern vorzog, weil er behauptete, der Mensch, auch der simpelste, habe im Frack stets ein gentiles Air, wehte sich damit über Stirn und Nase, und knietschte es dann mit einem einzigen hastigen Griffe wieder in die Tasche, was zur Folge hatte, daß zwei Enden desselben aus der Tasche heraushingen und bis

fast auf die Diele herabreichten. Hierauf ein zweites Papier ergreifend, klappte er mit umgekehrter Hand wiederholt derb dagegen und fuhr, in eine zornige Heftigkeit ausbrechend, die aber durchaus komisch wirkte, fort:

„Na, und hier können Sie lesen, daß ich auch — verzeih' mir's Gott und alle die zahllosen Heiligen, die lobsingend oder posaunenblasend um ihn herumsitzen bis an's Ende der Tage — ein guter Jude sein soll!... Ein Jud', Herr von Grant, ich bitt' Sie! . . . Schau' ich aus wie ein Jud'? Und das heilige Wasser, das mir ist geträufelt worden vor vielen Zeugen auf meinen ganz simpeln Kopf, hat mir doch schon vor zehn Jahren die Haare weggebeizt, daß nur noch ein paar dünne Strähne übrig geblieben sind! Lass' ich sie zusammenflechten von einem geschickten Friseur und behänge ich mich mit großbeblümtem Seidenzeug, bin ich gut dafür, daß nächstens ein theilnehmender Geschäftsfreund in Ostindien mich beglücken wird mit einer dritten Aufforderung, in der ich genannt werde ein guter Chinese! . . . Was thut nun ein simpler Mann, geschätzter Freund? Wozu rathen Sie, daß ich mich soll entschließen als Geschäftsmann und kluger Hausvater? — Bei Gott, ich komme mir vor, wie der Esel zwischen zwei Bündeln Heu, in denen Brennnesseln versteckt sein können! . . . Ich bin rathlos wie 'ne Gans mit ver-

schiedenfarbigen Fittichen! . . Will ich entfalten und gebrauchen den einen, so entsetzt sich drüber der andere! . . . Und warum? Weil ich soll haben den Segen des Erzvaters und seiner Nachkommen, und den Segen des freisinnigen Mannes, dem ich unterthan bin und sein muß als gehorsamer und gläubiger Sohn der Kirche! . . . 's ist eine verdammt kritische Lage, wie?"

Peregrin Guttmann riß abermals das hell seidene Tuch aus seiner Tasche und trocknete sich den Schweiß von der Stirn; denn er hatte sich heiß geredet, ohne doch innerlich erregt zu sein.

Mathias überflog die Papiere ohne besondere Aufmerksamkeit. Er sah, daß es sich um zwei Anleihen handelte, die auf den Börsen Europa's ausgelegt werden sollten. Der schon als Knabe getaufte Guttmann galt für eine Autorität in der Finanzwelt, und seine Verbindungen waren, von dem verstorbenen Isaac Guttmann, seinem Vater her, der sich zur Zeit seines höchsten gesellschaftlichen Glanzes entschlossen hatte, mit seiner ganzen Familie zum Katholicismus überzutreten, die bedeutendsten. Jedes große Geldgeschäft, jeder Plan zur Realisirung neuer Staatsanleihen wurde ihm mitgetheilt, und da man wußte, daß sein Wort in's Gewicht fiel, sein Beispiel gern Nachahmung fand, so wurde natürlich auch kein Mittel unversucht gelassen, den viel ver-

mögenden Mann für Geschäfte erwähnter Art günstig zu stimmen.

„Sie thun sich selbst Unrecht und verkennen Ihren Werth," sagte Mathias Grant. „Ich sehe mich wirklich genöthigt, Ihnen diese meine Ansicht noch einmal an's Herz zu legen. Was haben Geschäfte, zumal Geldgeschäfte, mit unsern religiösen Ansichten und Ueberzeugungen zu thun? Es ist Brauch gewesen zu allen Zeiten, sogar unter den intolerantesten Kaisern und Päpsten des Mittelalters, von Juden und Türken Geld zu leihen, wenn der leere Staatssäckel sich auf andere Weise nicht füllen lassen wollte. Damals freilich kam eine ausweichende Antwort auf solche Anfrage einem Todesurtheile ziemlich gleich. Die Juden waren rechtlos und wenn man es passend fand, konnte man sich ihre Reichthümer nöthigenfalls mit Gewalt aneignen. Das ist, Dank der Aufklärung unserer Tage, anders geworden! Gegenwärtig erheben dankbare Fürsten israelitische Finanzmänner für geleistete Dienste in den Adelsstand und überhäufen sie mit allen möglichen Gunstbezeigungen. Selbst der heilige Vater in Rom nimmt keinen Anstand mit Kindern Israels leutselig über Geldangelegenheiten sich zu besprechen und diesen für geleistete Hilfe gute Procente zu bewilligen. An Ihrer Stelle also würde ich mich nicht lange besinnen, sondern, wenn die Bedingungen überhaupt annehmbar sind,

beide Aufforderungen mit freundlich lächelndem Auge betrachten."

„Lassen Sie sich sagen, was ich denke," erwiderte Guttmann. „Mit Ihng darf ich sprechen, als zu einem Freunde. Was kann der Mensch thun zu seiner Geburt? Er hat keine Gewalt darüber, er muß geschehen lassen, was die Natur für gut findet. . . . Verstehen Sie mich, Herr von Grant, damit wir immer Freunde bleiben können!. . . Mein Vater fand, der Natur müsse zuweilen nachgeholfen werden, und da er überzeugt war, daß sein Gedanke gut sei, ließ er sich und seine Kinder taufen. . . So sind wir geworden katholisch. . . Der Mensch muß immer etwas haben, worauf er sich stützen kann. . . Nun, ich sollte meinen, der Fels, auf dem unsere Kirche steht, sei eine gute Stütze. Die Hölle soll ja dran zerschellen! Können Sie mir's verdenken, wenn ich die Zeit verstehe, weil mir Gott einen gesunden Menschenverstand gegeben hat, und mein Gehirn erleuchtet? . . . Aber ich habe einen Widerwillen gegen die Undankbarkeit, und deshalb will ich die Rechte nicht wissen lassen, was die Linke thut oder umgekehrt, und aus Dankbarkeit werde ich meiner alten Verwandtschaft ebenfalls eingedenk bleiben! . . . Wissen Sie, werthgeschätzter Freund, dieser Papst ist in meinen Augen ein großer Mann!"

Der Rathsherr meinte, er theile diese Ansicht voll-

kommen, nur leuchte es ihm zur Zeit noch nicht ein, wie er den einmal betretenen Weg weiter verfolgen wolle, wenn er nicht zuvor den ganzen Clerus einer gründlichen Reform unterwürfe, eine solche aber würde dem Umsturz der katholischen Kirche ungefähr gleich kommen.

„Die Kirche darf nicht fallen," rief Guttmann aus, „Kirche und Staat müssen immer stehen bleiben, sonst verlieren wir alles Fundament und allen Credit! Aber Sie wissen noch nicht, was mir den neuen Papst macht so lieb und so bewunderswerth!"

„Ohne Zweifel sein schöner Freimuth!"

„Sein gutes, weiches Herz, Herr von Grant," sprach Guttmann mit sonderbarem Augenblinzeln. „Ich weiß, er muß ein Herz haben weich wie junges Wachs, und es wird ihm noch viel zu schaffen machen. Aber es thut nichts. Meine nationalen Anverwandten in Rom werden auch bessere Zeiten erleben als bisher. Man wird sie müssen lassen frei zu ihrem Gott beten nach ihrem Glauben auf Befehl des hohen Priesters der Christenheit, und sie nicht mehr wie ehedem mit Peitschen in die Kirche der Christen treiben, damit sie anhören müssen, was sie nicht glauben noch glauben dürfen, wenn sie sein wollen würdige Nachkommen von Abrahams Samen! . . . Sie wissen, ich bin seitab gefallen durch den verständigen Wunsch meines Vaters, und ich kann

sagen: es hat mich halt noch niemals gereut! . . . Ich bin zufrieden; ich stehe da geachtet; es fehlt mir an nichts, was ich mir könnte wünschen zu dem, was ich schon habe; denn schaun S', ich bin halt ein einfach simpler Mensch! . . . Aber eine curiose Sache bleibt's doch halt immer mit uns Getauften," fuhr er lächelnd und noch häufiger mit den Augen blinzelnd fort. „Es bleibt ein Hang in uns sitzen, der uns immer von Neuem fortzieht, das abgelegte alte Kleidungsstück wieder einmal zu betrachten. Und wenn wir es noch so schlecht machen, es beschimpfen und mit Füßen treten, lieb behalten wir's doch, und los werden wir's auch nicht ganz. . . Drum freut es uns Aufgeklärte, wenn's unsern ganz simpel gebliebenen Verwandten von der großen Familie gut ergeht, und eben darum liebe ich den neuen Papst. Bei Gott, der Mann hätte verdient, geworden zu sein ein Erzvater!"

Mathias Grant war viel zu vorurtheilsfrei, um Peregrin Guttmanns Aeußerung nur im Geringsten seltsam zu finden. Es hatte ihm oft schon leid gethan, daß der Mann ohne allen innern Drang katholisch geworden war, allein da er auf Bekenntnisse überhaupt nur geringen Werth legte, so konnte ihn dies nicht stören. Persönlich haßte er seit seiner Rückkehr aus Italien alles Katholische. Er mußte eigenthümliche Erfahrungen auf seiner Reise gemacht haben, und wenn er

gegen Jedermann darüber schwieg, so ließ sich dies leicht aus den Verhältnissen erklären, von denen er doch immerhin abhängig war. Frau und Kind gehörten ja der Kirche an, die ihn abstieß. Längst schon hatte er sich ein festes Urtheil darüber gebildet, sich auch einen Plan vorgezeichnet, nach dem er sein Handeln einrichten wollte, in der Hoffnung, es werde ihm gelingen, später auch Frau und Tochter noch zu sich herüberzuziehen. Bald aber gewahrte er, daß er sich eine kaum zu lösende Aufgabe gestellt hatte. Mit um so größerer Freude mußte er nun die Nachricht von dem Umschwunge begrüßen, der mit der Inthronisation Pius IX. der ganzen katholischen Welt bevorstand. Hätten es seine eigenen Angelegenheiten gestattet, Mathias Grant würde unverzüglich mit Frau und Kind aufgebrochen sein und eine zweite Pilgerfahrt nach Rom unternommen haben, um sich mit eigenen Augen von dem zu überzeugen, was täglich die Zeitungen in allen Sprachen Wunderbares von dort meldeten.

„Wir sprechen uns wohl bald wieder einmal," sagte er, den stets zum Reden und Erzählen *Aufgelegten* an die Geschäftsangelegenheit, welche ihn hergeführt hatte, erinnernd. „Wir gehen Zeiten entgegen, wie sie die Welt noch nie gesehen, die Geschichte noch nicht aufgezeichnet hat. Ein ganz neuer Rechtscodex muß erfunden werden, und soll es in Zukunft wirklich noch Heilige geben,

welche die Besten unter den Lebenden anbetend verehren, so muß man diese unter den Märtyrern des Gedankens suchen, die früher auf Befehl der alleinseligmachenden Kirche gekreuzigt und verbrannt wurden. Wahrhaftig, eine solche Zeit, wenn sie den Erdgeborenen wirklich beschieden sein sollte, möchte ich wohl noch erleben! Dann könnte man doch Mensch neben Menschen, Denker neben Denkern, Skeptiker neben Gläubigen und Glaubensbedürftigen sein!“

Peregrin Guttmann überreichte dem Rathsmitgliede die Anweisung, welche Grant von dem Banquier zu erhalten wünschte.

„Behalten Sie nur immer den Kopf oben, werthgeschätzter Freund,“ erwiderte der joviale Geldmann. „Uns Beiden sollen die neuen Zeiten zu Statten kommen und zwar auf alle Weise! Ich stehe immer zu Gebote, wenn die Silberlinge halt knapp werden wollen. Wozu hat Gott mir das blanke Zeug und die Talente, es zu machen, gegeben? Aber zu Herzen nehmen wollen wir uns nichts gar zu sehr! Das macht mürrisch und unentschlossen, und das Eine taugt so wenig, wie das Andere! — Da fällt mir ein, Ihre Tochter, werthgeschätzter Freund, hat sich ja auch unter das Scepter des Fräuleins von Seidenblatt begeben. Behagt ihr diese würdige Dame?“

„Ich gestehe, daß ich noch keine Erkundigung darüber eingezogen habe," versetzte Grant.

Peregrin Guttmann riß sein Tuch wieder aus der Tasche, um sich Luft damit zuzufächeln.

„Bitte ergebenst um Entschuldigung," fuhr er fort. „Ich dachte nur, es könnte doch möglich sein, daß ein so junges Mädchen, wie Ihre Felicia, nicht ganz zu schweigen vermöchte! Das alte Fräulein hatte, glaub' ich, ehedem, als ich noch ein galanter Mann war und viel auf ein propres Aeußeres hielt, ein Auge auf mich, während ich die Seidenblättrige Familie gar nicht leiden mochte. Emerentia's Schwester, die eine glänzende Schönheit gewesen sein soll, taugte, dem Gerücht nach, wenig. Sie ließ sich, sagt man, entführen, und Niemand hat wieder etwas von ihr gehört. Das mag dem alten Fräulein in den Kopf gefahren sein, und hat es wohl auch so wunderlich gemacht."

„Die Kinder scheinen doch sehr an der Person zu hängen," meinte Mathias.

„Blos der Narrenspossen wegen, die sie zuweilen mit ihr treiben mögen," sagte Guttmann. „Wissen Sie, wo Kinder ein Bissel Amusement haben, da übersehen sie Vieles! Horchen Sie aber Ihr Töchterchen gelegentlich aus! Es ist immer vortheilhaft, in Anderer Geheimnisse einzudringen. Man gewinnt dadurch ein Stück Herrschaft über sie, und wo Herrschaft ist, da ist Macht,

eine köstliche Sache, wenn noch recht viel Segen des Mannsfeld'schen Bergbaues oder Kremnitzer Dukaten mit dazukommen! — Aber ich sehe, Herr von Grant, Sie werden ungeduldig. Ich glaub' es wenigstens zu bemerken, denn wenn ich so schnell von einem Fuße auf den andern trete, wie Sie, höre ich kaum noch auf die Worte Anderer! Darum geruhsame Nacht, werthgeschätzter Freund! Lassen Sie horchen, horchen Sie auch selbst, und wenn morgen der ungelenke Seiltänzer noch am Leben ist, lassen Sie mich's wissen! Blos um den intoleranten Herrn Unstätten zu ärgern, schicke ich dem armen Schlucker in diesem Falle ein ansehnliches Geldgeschenk!"

Er schüttelte dem Rathsherrn nochmals die Hand, und Mathias Grant schritt, froh, dem unermüdlichen Schwätzer endlich entkommen zu sein, rasch die granitenen Stufen hinab, um sich ungesäumt nach Hause zu begeben.

Siebentes Kapitel.

Am Sterbelager des Seiltänzers.

Mathias Grant verbrachte eine sehr unruhige Nacht. Obwohl er ununterbrochen schlief, gewährte ihm der Schlummer doch keine Stärkung. Er mußte sich fortwährend mit Träumen herumschlagen, in denen sich Wirkliches und persönlich Erlebtes mit fratzenhaften Phantasmagorien dergestalt verband, daß er auch nach dem Erwachen einer gewissen Beklommenheit nicht sogleich Meister werden konnte.

Der Traum führte den freisinnigen Rathsherrn nach Rom. Zuerst sah er sich in der Peterskirche am Grabe des Apostels knieend. Die Flammen, welche als leuchtende Staubfäden in den vergoldeten Blumenkelchen glühen, die das Grab umgeben, neigten sich zu ihm herab und berührten säuselnd seine Stirn, als wollten sie ihn weihen und segnen. Aus einer der prachtvollen Seitenkapellen des Riesendomes vernahm er entzückende

Gesänge, die wie leise auszitternde Echotöne an den erhabenen Gewölben der ungeheuern Basilica verklangen. Ihm zur Seite, dem Hochaltar mehr zugewandt, lag eine Frauengestalt in schwarzer Gewandung auf den Knieen. Sie schien jung und schön zu sein, obwohl Grant ihre Gesichtszüge des dichten Schleiers wegen, den sie trug, nicht erkennen konnte. Der Tracht nach mußte es eine vornehme Römerin sein. Er vernahm, daß sie leise weinte. Ein Gebetbuch erblickte er nicht in ihren mit schwarzen Handschuhen bedeckten Händen. Statt desselben hielt sie einen Myrthenzweig, dessen Blätter ganz welk waren, während er doch in voller Blüthe stand. Am seltsamsten war es, daß häufig eine dieser Blüthen abfiel, an deren Stelle aber sofort eine neue sich entfaltete. Endlich begann der Zweig in den Händen der Unbekannten zu zittern und zu wachsen; er ward länger und immer länger und verwandelte sich in ein flammenartig gewundenes Schwert, dessen scharfe Spitze die volle Brust der Knieenden berührte. Mathias Grant erkannte mit schaudernden Frösteln, daß es die Jungfrau Maria selbst war, die am Grabe des Apostels betete, und entsetzt über diese Entdeckung schnellte er empor und entfernte sich. Die Zauber des Traumes entließen ihn aber nicht aus ihren Banden. Eine feierliche Prozession hoher Kirchenfürsten und Prälaten, angeführt von dem Papste in eigener Person, sperrte ihm

den Weg. Dieser Zug von Kardinälen, Bischöfen und Ordensgenerälen trat aus der Kapelle des heiligen Paulus, durch deren weit geöffnete Pforte der Wiederschein der vielen hundert Kerzen flimmerte, die auf den Altären brannten. In der hohen, etwas gebückten Gestalt des Papstes erkannte Mathias Grant deutlich den verstorbenen Gregor XVI. Das Traumbild näherte sich jetzt der bronzenen Statue des heiligen Petrus, welche den Schlüssel in der ausgestreckten Hand hält. Vor dieser Statue demüthigte sich der heilige Vater, legte sein greises Haupt mit dem kleinen weißseidenen Käppchen unter den Fuß derselben, drückte dann, wieder aufstehend, seine Lippen auf den Fuß, und zerrann vor den Blicken des Träumenden, wie ein Nebel. Auf ganz gleiche Weise lös'te sich das zahlreiche Gefolge des heiligen Vaters in Rauch und Dunst auf, bis der Raum vor ihm frei ward und er das Schiff hinab, dem Ausgange zuschreiten konnte. Der Träumende wußte in diesem Augenblicke, daß er diesen Zug hoher Priester mit dem Papste vor einigen Jahren genau so durch die Peterskirche hatte schreiten und auch die erwähnte Huldigung der Statue des Apostels hatte darbringen sehen. Nur die Unbekannte, die jetzt auf dem Marmorboden knieete, und erst diesen, dann den Fuß des Erzbildes küßte, war der Wirklichkeit nicht entlehnt. Er wußte sich ihrer durchaus nicht zu erinnern, obwohl

er jetzt abermals die Betende, welche sich zur Madonna verwandelt hatte, in ihr erkannte.

Aus dem Dome tretend, sah der Rathsherr am Fuße des Obelisken, welcher den Petersplatz schmückt, seine eigene Frau neben Felicia sitzen, beide als — Nonnen gekleidet. Sie gewahrten ihn nicht, als er an ihnen vorüberging, auch schienen sie seinen Gruß, den er ihnen unter lautem Herzklopfen zurief, nicht zu hören. Er hätte gern noch einige Zeit verweilt, um zu sehen, ob die ihm Theuersten ihn nicht doch noch erkennen würden, aber eine unsichtbare Macht zog ihn fort, den Borgho hinab, an der Engelsburg vorüber nach der Engelsbrücke. Hier traten ihm eine Anzahl Bekannte entgegen, die ihn jetzt heiter umringten. Zu seiner Verwunderung trugen Alle ohne Ausnahme die braunen groben Kutten der Barfüßer, und auch um seinen eigenen Leib schlotterte ein solches Gewand. Neben ihm zur Rechten ging der joviale Guttmann. Das häßliche Mönchsgewand schien ihm viel Spaß zu machen, denn er befühlte es immer von Neuem und lächelte dabei dem Rathsherrn mit blinzelnden Augen höchst glücklich zu.

Weniger Vergnügen fand Senator Unstätten an seiner Barfüßerkutte. Der streng orthodoxe Mann sah finster vor sich hin, betete aber halblaut seinen Rosenkranz ab, ohne sich von dem Geräusch auf der Straße

und von dem grellen Geschrei der Eseltreiber, die den Wandernden entgegenkamen, in seinen frommen Uebungen stören zu lassen.

Endlich erreichte Mathias Grant den Corso, kreuzte diesen, um die Via de' Condotti hinaufzugehen und über die Treppe des Piazza di Spagna die Spaziergänge des Monte Pincio zu gewinnen. Dort oben auf den freien lichten Höhen, die so hoch emporragen über die tiefer liegenden dunstigen Straßen, und eine so herrliche Aussicht darbieten, war Grant wohl bekannt, denn er hatte, wie die Mehrzahl der Fremden, während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt der christlichen Welt daselbst gewohnt. Wie aber entsetzte er sich, als er jetzt vor der Kirche Santa Trinità de' Monti den Seiltänzer Frontelli mit zerschmettertem Haupte am Boden liegen sah, und die Brüder Maffei als Laienbrüder um ihn beschäftigt! Der Unglückliche war offenbar vom Seile gestürzt, denn über sich gewahrte er das abgerissene Ende desselben noch um das Kreuz geschlungen, das auf der Spitze des kleinen vor der genannten Kirche aufgepflanzten Obelisken angebracht ist. Gerade wie Mathias Grant sich niederbücken wollte, um die Hand des Verunglückten zu erfassen und seine Verwunderung gegen die Lucchesen laut zu äußern, daß er ihnen hier begegne, erwachte er vor dem Geläut, das aus der Kirche zu ihm herübertönte.

Noch ganz verwirrt von dem beängstigenden Eindruck des Traumbildes vernahm er jetzt abermals läuten. Es war die Hausschelle, die man stark mehrmals hintereinander anzog. Offenbar hatte er sein Erwachen schon dem erstmaligen Läuten zu danken.

Rasch erhob sich der Rathsherr, schellte seinem Diener, damit er die Hausthür öffne, und begab sich in sein Privatzimmer. Gleich darauf meldete der zurückkehrende Domestique, daß der Sonnenwirth in seiner Herzensangst sich erlaubt habe, so früh den Rathsherrn in seiner Ruhe zu stören. Der verunglückte Italiener sei dem Tode nahe, begehre die letzte Oelung zu empfangen, wolle aber, ehe der Priester ihm die Sterbesacramente spende, den geehrten Herrn unter vier Augen sprechen, indem er behaupte, ihm eine wichtige Mittheilung machen zu müssen.

Grant dachte sogleich an das Gespräch von gestern Abend. Er bereute jetzt, daß er seiner ersten Entschließung untreu geworden war. Starb der Verunglückte, ehe er mit ihm sprechen konnte, oder traf er ihn bewußtlos auf seinem Schmerzenslager, so mußten die vernommenen Andeutungen stets in unklare Ferne sich verlieren.

Der Wunsch, seiner Vaterstadt einen wichtigen Dienst zu leisten und sich selbst einer peinlichen Ungewißheit zu entreißen, ließ den Rathsherrn sich beeilen. Nach kaum

einer Viertelstunde empfing der Wirth zur Sonne den hochgeschätzten Mann unter der Thür seines Hauses und geleitete ihn in das Zimmer des Leidenden.

Frontelli athmete schwer und warf häufig Blut aus. Die Farbe seines edel geformten Gesichtes war sehr bleich, ein schmerzhafter Krampf machte öfters die halb geöffneten Lippen zucken. Seltsamerweise hatte der Sturz auf die Brandstätte dem Künstler kein Glied gebrochen, nur auf dem Rücken hatte er starke Contusionen erlitten. Desto gefährlicher schienen die Verletzungen im Innern zu sein. Hier mußte der Fall mehrere Blutgefäße gesprengt und edle Organe beschädigt haben. Der Verunglückte war kaum im Stande, ohne fremde Hilfe sich zu bewegen, und klagte über kaum zu ertragende heftige Schmerzen im Rücken wie in der Brusthöhle.

Als Frontelli des Rathsherrn ansichtig ward, strahlte sein dunkles Auge heller und ein freudiger Glanz beseelte sein todtenbleiches Gesicht.

„Sie haben mich rufen lassen, um mir eine Mittheilung unter vier Augen zu machen?" redete Mathias Grant den Italiener an. „Ich bin bereit, Sie anzuhören und jeden Auftrag, den Sie mir etwa geben möchten, gewissenhaft zu vollziehen."

Frontelli bewegte dankend das Haupt, erhob seine Hand und deutete auf einen viel gebrauchten, in der

Ecke der engen Kammer, die man ihm eingeräumt hatte, stehenden Koffer.

„Dort,“ sprach er leise und immer nur einzelne Worte hervorbringend, „dort — finden Sie — eine Kapsel — aus — braunem Leder. — Sie ist — verschlossen — und auf dem Schlosse — steht — der Name — Montalto. — Ich wünsche — daß Sie — diese Kapsel mit dem — was sie — enthält — an sich nehmen.“

Der Verunglückte begann zu röcheln und mußte abermals dunkles Blut auswerfen.

„Was soll ich mit dieser Kapsel thun?“ fragte Mathias Grant. „Wem gehört, was enthält sie?“

Frontelli deutete auf sich und erwiderte mit einer gewissen Heftigkeit:

„Mein Eigenthum! Alles mein Eigenthum, Padrone! — Es soll Ihnen gehören — wenn ich — sterbe! —“

Der Rathsherr runzelte die Stirn.

„Mein werther Herr,“ versetzte er, sich der ihm geläufigen italienischen Sprache bedienend, „so ohne alle Formalitäten kann ich das mir zugedachte Geschenk nicht annehmen. Ich kenne Eure Verhältnisse nicht, ich weiß nicht, ob Ihr Angehörige, Verwandte, Weib und Kind habt, und welche Personen Eure rechtmäßigen Erben sein mögen. Um die erwähnte Kapsel wirklich an mich

nehmen zu können, bedürfte es eines rechtsgiltigen Aktes. Zu diesem Behufe müßtet Ihr wenigstens vor Zeugen und in Gegenwart eines Notares erklären, daß es Euer Wunsch und Wille ist, die fragliche Kapsel nebst Inhalt im Fall Eures Ablebens in meinen Besitz übergehen zu sehen."

Frontelli gab durch Zeichen seine Einwilligung zu erkennen, was den Rathsherrn veranlaßte, den Sonnenwirth zu rufen und diesem die nöthigen Instructionen zu ertheilen.

„Es ist größte Eile nöthig!" flüsterte er dem Fortgehenden in's Ohr. „Der Mann kann jede Minute sterben. — Ich bleibe bei ihm, vielleicht hat er noch etwas auf dem Herzen."

Zum Lager des Verunglückten zurückgekehrt, fand ihn Mathias Grant mit geschlossenen Augen, die er nur von Zeit zu Zeit aufschlug.

„Habt Ihr einen Verwandten, der sich Maria Emanuele Frontelli nennt?" fragte der Rathsherr den Leidenden. „Vor wenigen Tagen bin ich von einem Manne dieses Namens besucht worden."

Der Italiener machte das Zeichen der Verneinung, ohne daß Grant dadurch die Ueberzeugung gewann, die Antwort Frontelli's sei wahr.

„Es läuft ein Gerücht von Mund zu Mund," fuhr

der Rathsherr fort, „daß Euer Unglück die Folge eines plötzlichen Schreckens sei.“

Eine zuckende Bewegung Frontelli's schien diese Vermuthung bestätigen zu wollen. Mathias Grant erfaßte den seinem Dafürhalten nach glücklichen Moment und fuhr fort:

„Viele ehrenwerthe Männer, deren Aussagen allen Glauben verdienen, behaupten, eine unbekannte Person, welche der Tracht nach dem Corps der Feuerarbeiter angehörte, habe Euch durch ihr unerwartetes Auftauchen aus Schutt und Trümmern erschreckt und dadurch Euern Gang auf dem Seile unsicher gemacht.“

Frontelli lag mit offenen Augen auf seinem Lager. Er sah eine kleine Weile den Rathsherrn fest an, dann sagte er kaum hörbar:

„Der Inhalt — der Kapsel — gibt Aufschluß. —“

Mathias Grant wollte noch einige andere Fragen an den Verunglückten richten, ward aber durch das abermalige Erscheinen des Wirthes daran verhindert, der die Meldung überbrachte, daß sich der Priester mit dem Allerheiligsten seiner Behausung nähere. Diese Mittheilung hielt den Rathsherrn von weiteren Fragen zurück, da er den Leidenden nicht ohne Noth aufregen wollte in einem Augenblicke, wo er der Sammlung so dringend bedürftig war.

Zufällig traf gleichzeitig mit dem katholischen Geist-

lichen der von der entgegengesetzten Seite kommende Notar nebst Zeugen an der Thür des Gasthauses zusammen, und es erhob sich die Frage: was zuerst geschehen solle? Ob man die weltliche Handlung der geistlichen vorausgehen oder derselben nachfolgen lasse?

Pater Lorchheimer, der sich mit einigem Staunen dem mehr als freisinnigen Rathsherrn gegenüber sah, und auf der Stelle errieth, was die Anwesenheit desselben zu bedeuten haben möge, war keinen Augenblick unentschlossen. Einem wahrscheinlich dem Tode Geweihten die letzten Wohlthaten der Kirche zu spenden war wichtiger, als alles Andere. Deshalb achtete er gar nicht auf den Einwurf des Notars, welcher seinerseits nicht gewillt zu sein schien, sich von dem Priester in Ausübung seiner Functionen verdrängen zu lassen. Beide, der Pater wie der Notar, betraten gleichzeitig die Kammer des Seiltänzers und näherten sich ebenso dessen Lager. Mit Aufwendung aller Kräfte gelang es Frontelli, sich aufzurichten und dem Notar zu winken. Dann wendete er sich zu dem Geistlichen und sprach:

„In zwei Minuten — Hochwürden — bin ich — bereit. — Die Last der Erde — muß ich zuerst — ablegen, — dann — dann — kann ich — ruhig — beichten!“

Unter solchen Umständen konnte Pater Lorchheimer keinen Einspruch erheben. Mathias Grant entnahm

dem Koffer die Kapsel und überreichte sie Frontelli. Dieser gab mehr durch Zeichen als Worte zu verstehen, daß er aus freiem Entschlusse dieselbe dem Rathsherrn, falls er sterben solle, vererbe und zwar mit dem Bemerken, Herr Grant könne von dem Inhalt derselben jeden beliebigen Gebrauch machen.

Mit wenigen Worten war diese letztwillige Verfügung des Italieners zu Papiere gebracht. Frontelli unterzeichnete, ebenso der Notar und die Zeugen. Die Schrift ward untersiegelt und darauf sowohl das Document wie die Kapsel, dessen Inhalt Allen ein Geheimniß blieb, einstweilen dem Notar zur Aufbewahrung übergeben.

Nun erst hatte Frontelli Ohr und Auge für den Priester. Auf seinen Wunsch blieb der Leidende allein mit dem Geistlichen, um diesem ungestört beichten zu können.

Mathias Grant, der sich mit dem Notar und den Zeugen in das dicht daran stoßende größere Gastzimmer zurückgezogen hatte, war sehr aufgeregt. Mußte es ihm schon auffallen, daß ein fremder Mann, dem er persönlich nicht einmal wohlwollend begegnet war, gerade ihn, seinen Gegner, zum Erben dessen ernannte, was ihm, wenn nicht etwa eine teuflische Bosheit sich dahinter verbarg, das Liebste und Werthvollste zu sein schien, so beunruhigte ihn vollends die Ungewißheit, die

mit diesem Vermächtniß von ihm Besitz nahm. Was enthielt die Kapsel? In welcher Verbindung stand Frontelli mit dem Unbekannten auf den Brandruinen, den der verunglückte Seiltänzer zu kennen freiwillig zugab?

Durch die dünne Wand vernahm man deutlich das Röcheln Frontelli's, seine Beichte aber hörte Niemand. Bald ward es ganz still in der Kammer. Der Priester sprach mit monotoner singender Stimme unverständliche Gebete. Mehrmals klang das silberne Glöckchen des Chorknaben und der Duft eines feinen Aroms verbreitete sich durch's Haus.

So verging wohl eine Stunde, die Mathias Grant eine Ewigkeit dünkte. Endlich entfernte sich der Geistliche wieder, ohne ein zweites Mal mit dem Rathsherrn zusammenzutreffen. Gleich darauf machte der Sonnenwirth die Meldung, daß der Italiener offenbar im Sterben liege und schwerlich die nächste Stunde noch überleben werde.

Mathias Grant, der Notar und mehrere Anwesende, die sich bereits aus der Nachbarschaft eingefunden hatten, betraten die Kammer des Unglücklichen.

Frontelli lag auf dem Rücken. Die auf der Brust zusammengelegten Hände hielten ein kleines Cruzifix, das Pater Lorchheimer dem Sterbenden, nachdem er die Absolution empfangen und mit dem heiligen Oele

gesalbt worden war, gereicht haben mußte. Sein Antlitz war ruhig, von keinem Schmerzenszug entstellt. Der edle, feine Ausdruck, der Mathias Grant an dem Seiltänzer eben so sehr aufgefallen war, wie die gewählten Ausdrücke beim Sprechen und seine Gewandtheit im Verkehr mit Andern, machte sich jetzt erst recht bemerkbar. Die Vermuthung, dieser Mann könne nicht sein, was er im Leben vorstellte, ward in der Seele des Rathsherrn fast zur Ueberzeugung, und als Frontelli den letzten Seufzer aushauchte, ertappte er sich auf einer freudigen Gefühlsregung, die er nur mißbilligen konnte, weshalb er sie denn auch sogleich unterdrückte.

„Ich überreiche Ihnen hier Ihr rechtmäßiges Erbe,“ sprach der Notar, die Kapsel Mathias Grant übergebend. „Möge es Ihnen viel Glück und Segen bringen!“

Die Hand des Rathsherrn zitterte, als er die Kapsel erfaßte. Sie war nicht sehr schwer und fühlte sich an wie eine starke Rolle Papier. Außer dem kleinen Stahlschlosse mit dem Worte Montalto gewahrte Grant jetzt auch noch zwei Siegel an beiden Enden, welche das Band festhielten, an dem der Schlüssel hing. Auch diese Siegel zeigten den Buchstaben M.

Der Fabrikbesitzer war kaum jemals so gedankenvoll nach Hause gekommen. Er befahl dem Diener, Jeden

abzuweisen, wer es auch sein möge. Bedürfe er etwas, so werde er schellen.

Leontine und Felicia erfuhren von dem Allen nichts. Sie weilten Beide noch in ihrem gemeinschaftlichen Schlafzimmer, als der so früh abgerufene Rathsherr vom Sterbebette des Seiltänzers zurückkam.

Achtes Kapitel.

Beim Frühstück.

Ungeachtet des Verlangens, mit dem Inhalt der aus dem feinsten braunen Saffian bestehenden Kapsel sich bekannt zu machen, konnte Mathias Grant es doch nicht über sich gewinnen, schon jetzt die Siegel zu brechen und das Schloß zu öffnen. Der ihm völlig fremde Mann, der unter Tausenden gerade ihn, den für ungläubig geltenden Protestanten, sich zum Erben auserſah und ihm dadurch ein Vertrauen bewies, das er nicht zu verdienen glaubte, sollte doch erst bestattet werden. Selbst dann, wenn der Inhalt der Kapsel wichtige Mittheilungen enthielt, konnte eine so kurze Verzögerung, nach Grant's Dafürhalten, keinen Nachtheil bringen.

Um allen Versuchungen zu entgehen, verschloß der Rathsherr das Vermächtniß des Seiltänzers in sein Bureau und vertiefte sich in seine gewöhnlichen Tages-

geschäfte. Die Arbeit gab ihm bald die alte Spannkraft des Geistes wieder, und als er die fröhliche, glockenhelle Stimme Felicia's vernahm, die heute wie immer zuerst den Vater begrüßen wollte, vergaß er den Befehl, mit welchem er den Diener verabschiedet hatte, öffnete mit eigener Hand die Thür und umarmte das geliebte Kind mit mehr Zärtlichkeit als sonst.

„Hu, bist Du kalt!“ rief Felicia, die Hände ihres Vaters erfassend. „Ist's denn über Nacht auf einmal Herbst geworden? Oder bist Du schon im Freien gewesen?“

„Getroffen, mein Kind,“ erwiderte Grant freundlich. „Unnütze Gedanken und häßliche Träume verdarben mir die Nacht. Ich war froh, als der Morgen graute, und ging, während Du und die Mutter noch sanft schliefst, ein wenig spazieren. Die frische Morgenluft hat mir recht wohl gethan.“

„Mama ist schon im Frühstückszimmer,“ sagte Felicia. „Da Du gewandert bist und nun bereits gearbeitet hast, wirst Du auf uns gewiß mit Schmerzen gewartet haben. Horch! Wie prächtig singen meine Canarienvögel! Wie ist es möglich, daß es Menschen gibt, die lieber —“

„Was, mein Kind?“ fragte Grant, da Felicia plötzlich stockte.

„Ich wollte sagen,“ fuhr das kluge Mädchen fort,

„daß ich diejenigen nicht verstehe, denen Singvögel überflüssige Geschöpfe sind."

„Solche Menschen leben wohl auch nur in Deiner Phantasie," meinte Grant.

„Doch nicht, Papa!" rief Felicia lebhaft. „Fräulein von Seidenblatt hat es mir schon in der ersten Stunde gesagt, daß sie alle Singvögel hasse, und daß, weil ich Vögel liebe, ich nicht denken dürfe! Das hat mich verdrossen und ich wäre dem Fräulein beinahe recht ernsthaft deshalb böse geworden."

Der Rathsherr lächelte und suchte seine Tochter durch die Bemerkung zu beruhigen, daß Fräulein von Seidenblatt ihre Worte wohl nicht gar so streng halten und auslegen werde.

Im Frühstückszimmer fand Mathias Grant seine Frau in häuslicher Thätigkeit. Leontine hatte heute ihren guten Tag. Sie sah recht frisch, fast jugendlich aus, was sie regelmäßig in heitere Stimmung versetzte. Dieser Stimmung gemäß begrüßte sie Mathias ungewöhnlich freundlich.

„Du warst schon aus?" sagte sie, einen liebevollen Blick dem Gatten schenkend.

„Hast Du mich gehen oder kommen hören?" lautete die Gegenfrage des Rathsherrn.

„Ehrlich gestanden weder das Eine noch das Andere," versetzte Leontine munter. „Ich hörte nur, daß

Florian dem Mädchen Eile empfahl, weil der Herr wieder nach Hause gekommen sei und wahrscheinlich nicht mehr gern lange auf das Frühstück werde warten mögen. Du kannst Dir denken, Schatz — fügte sie mit einer koketten Kopfbewegung hinzu — daß mich diese Worte Florians ebenfalls flink machten."

Grant fühlte sich, was selten der Fall war, wieder einmal behaglich im eigenen Hause und die Hoffnung, es könne sich mit der Zeit doch noch ein herzliches Zusammenleben mit Leontine durch die Macht der Verhältnisse herausbilden, erhielt abermals, wie schon so oft, neue Nahrung. Er mußte noch einmal seines wunderlichen, verstimmenden Traumes gedenken, und als verständiger Mann kam er zu der vernünftigen Ansicht, daß es doch eigentlich nichts Thörichteres geben könne, als wenn man sich von Traumgebilden ängstigen oder wohl gar bestimmen lasse.

„Mein frühes Ausgehen," sprach Grant, neben Leontine Platz nehmend und mit freundlichem Dankesnicken die kostbare Porzellantasse aus der Hand seiner Gattin empfangend, „hatte eine ganz eigenthümliche Veranlassung. Ich sagte Dir schon gestern Abend von der fatalen Störung, durch welche die Vorstellung der Seiltänzergesellschaft kurz vor dem Schlusse noch unterbrochen ward. Der arme Mann hat eine qualvolle Nacht durchlebt, und früh am Morgen mochte er fühlen, daß

er auf Erden nichts mehr zu suchen habe. Dies veranlaßte ihn, sein Testament zu machen. In meinem Beisein hat er seinen letzten Willen aufgesetzt."

„Armer Mensch!" sprach Leontine in bedauerndem Tone. „Muß er sehr leiden?"

„Nicht mehr; vor einer Stunde schon hat er ausgelitten."

„Ohne gebeichtet, ohne die heiligen Sterbesacramente empfangen zu haben?" rief Leontine mit großer Lebhaftigkeit.

Grant fühlte sich wie mit eiskaltem Wasser übergossen, doch hütete er sich, Leontine seine durch ihre Aeußerung erzeugte Verstimmung merken zu lassen.

„Er ist nach Deiner Ansicht als guter katholischer Christ gestorben und wird auch als solcher in geweihter Erde begraben werden," sagte er, indem er, seine Gattin scharf ansehend, hinzufügte: „Es steht Dir frei, Deinen Glaubensgenossen zu Grabe zu geleiten, wenn Du es wünschest."

„Den verlaufenen Seiltänzer?"

„Mein Kind," fiel Grant sehr ernsthaft ein, „Seiltänzer oder Minister, vor Gott sind wir Alle gleich. Frontelli ist eines ehrlichen Todes, er ist in seinem Berufe gestorben. Das kann nicht jeder Minister von sich sagen. Gewissermaßen sind wir es dem unglücklichen Manne schuldig, daß wir ihn im Tode ehren, weshalb

ich denn entschlossen bin, mich selbst dem Grabgeleit anzuschließen. Man muß der Menge ein gutes Beispiel geben. Wenn ein paar Rathsherren hinter dem Sarge des verunglückten Seiltänzers herschreiten, ehrt auch die Welt sein Andenken. Wir selbst aber ehren uns noch mehr, denn wir liefern den Beweis, daß wir die Toleranz nicht nur auf den Lippen haben und immer schöne Worte darüber zu machen verstehen, sondern daß wir uns auch in unsern Handlungen dazu bekennen."

Leontine schwieg einige Zeit, dann warf sie die Frage hin, ob durch den Tod des Directors der Gesellschaft die Vorstellungen derselben für immer als geschlossen angesehen würden.

„Keineswegs," erwiderte Mathias Grant. „Die Gesellschaft darf und wird weiter spielen, nur die Erlaubniß zur Ersteigung des Thurmseiles wird der Rath unbedingt zurücknehmen. Wir besitzen zur Production dieses Kunststückes gegenwärtig nur einen einzigen geeigneten Platz und über diesen läßt sich aus verschiedenen Gründen nicht disponiren."

„Weshalb nicht, Schatz?" fragte Leontine, der ihre muntere Stimmung wiedergekehrt war.

„Erspare mir die Angabe der Gründe, Liebe!" sprach Grant.

„Aber den Platz kannst Du mir doch nennen?"

„Ich thu' es nicht gern."

„Nicht gern? — Nun gerade bestehe ich darauf!"

„Es wäre liebevoller von Dir, wenn Du es nicht thätest!"

„Warum liebevoller? Muß es denn ein Geheimniß bleiben?"

„Ich mag es so gern, wenn man mir Vertrauen schenkt," meinte Mathias Grant.

Leontine warf die Lippe auf und um ihre Augen zeigte sich ein leichter Anflug von Röthe. Dies war immer ein Zeichen, daß sie sich ärgerte und sehr erregt war. Mit rascher Hand stellte sie die Tassen und Teller zusammen, indem sie zu Felicia sagte:

„Geh', Kind, und schicke mir Sophie herauf! Auch bringe mir die Stickerei mit, die ich gestern im Gartenzimmer habe liegen lassen!"

Felicia verließ das Zimmer, um der erhaltenen Aufträge sich zu entledigen.

„Nun, mein Schatz," fuhr Leontine fort, ihrem Gatten ein lächelndes, aber kein liebevolles Gesicht zeigend, „jetzt sind wir ungestört. Ich hoffe, daß Du nunmehr keinen Anstand nehmen wirst, mir den Platz für das Thurmseil zu nennen, den man — aus verschiedenen Gründen — den Seiltänzern nicht einräumen kann."

Mathias Grant sah seiner Gattin schwermüthig in die kalten, nur von Neugierde unruhig glitzernden

Augen. Dann stand er auf, erfaßte die Hand Leontine's und drückte sie stark.

„Es ist der Platz hinter Eurer Kirche," sprach er. „Es gab Einige, welche diese Oertlichkeit namhaft machten schon vor dem Brande. Du wirst mir aber hoffentlich so viel Takt zutrauen, daß ich mich diesem Vorschlage auf das Entschiedenste aus verschiedenen Gründen widersetzte. — Wenn man die Wahrheit immer hören will, liebes Kind, und Niemand Vertrauen schenkt, darf man auch nicht empfindlich sein."

Der Rathsherr wartete die Antwort Leontine's, die wie versteinert am Tische stand, nicht ab. Als er über den Corridor nach seinem Arbeitszimmer ging, hörte er das Geklirr fallender und zerspringender Tassen. Ob diese ein Ungefähr vom Tische geschoben hatte oder ob Leontine in ihrer Aufregung sie absichtlich zu Boden warf, konnte Mathias Grant freilich nicht wissen.

Neuntes Kapitel.

Das Vermächtniß Frontelli's.

Frontelli's Beerdigung wohnte eine große Menge Volk beider Bekenntnisse bei. Von den Herren des Rathes schlossen sich mehrere dem Leichenconducte an. Namentlich bemerkte man gerade die drei einander in ihren Ansichten am meisten widersprechenden Mitglieder des Rathscollegiums, die Senatoren Dobbert und Unstätten, und den Rathsherrn Mathias Grant. Leontine schützte Kopfschmerz vor und blieb zu Hause.

Nach der Bestattung des verunglückten Italieners schloß sich Grant ein, um völlig ungestört zu bleiben. Es war die Zeit gekommen, wo er das Vermächtniß des Fremden einer näheren Besichtigung unterwerfen durfte. Vorsichtig lös'te er die Siegel und öffnete dann das Schloß der Lederkapsel. Sie enthielt nur Papiere jüngeren und älteren Datums. Auch ein Pergamentblatt, das Grant sogleich als ein altes Adelsdiplom

erkannte, befand sich darunter. Endlich lagen, zwischen allerhand Zeugnissen und Bescheinigungen, eine Anzahl feiner, dicht beschriebener Blätter, die sich offenbar auf die Vergangenheit und die Erlebnisse des Mannes bezogen, welcher sie dem Rathsherrn auf seinem Sterbelager vererbt hatte. Für Mathias Grant waren diese Aufzeichnungen natürlich das Wichtigste, da er aus ihnen erst die Handlungsweise des Seiltänzers kennen zu lernen hoffte. Deshalb begann er denn auch sofort die Lectüre derselben. Sie trugen die Ueberschrift: „Notizen aus meinem Leben,“ waren kurz gefaßt, oft etwas unklar und erhielten offenbar nur Thatsachen. Da dieselben für uns später noch wichtig werden, müssen wir sie hier einflechten.

Notizen aus meinem Leben.

„Montalto heißt das Stammschloß meiner Familie, wie die Urkunden ausweisen, die ich bei meiner Flucht glücklich gerettet habe. Die Grafen Montalto haben Jahrhunderte lang den Fürsten der Kirche treu gedient und ihre Gesinnung war stets eine tadellose. Nur Ungerechtigkeiten duldeten sie nie, noch weniger waren sie zu bewegen, sich einer ungerechten Sache anzunehmen. Drei Montalto haben diese Unbeugsamkeit

eines festen Charakters, einer ehrenwerthen Gesinnung mit dem Leben gebüßt. Mein Vater war glücklicher. Ihn kostete der Muth, ein unbescholtener Mann zu bleiben, nur sein Vermögen und seinen uralten Familiensitz. Er ward gezwungen, mit seiner Familie, zwei Söhnen und einer Tochter, den vaterländischen Boden zu verlassen und auf der Grenzscheide romanischer und germanischer Nationalität sich eine neue Heimath zu gründen. Der Grafentitel wäre für uns Alle ein Hinderniß unseres Fortkommens gewesen. Wir mußten arbeiten, ein arbeitender Graf aber würde sehr bald verhungern. Darum legten wir Adel und Namen ab und nannten uns Frontelli."

Einer Familientradition zufolge, die sich auf ein Gelübde stützt, das aus der Zeit der Kreuzzüge herstammt, wurde von den Nachkommen jedes Zweiges der Grafen Montalto ein Glied derselben der Kirche gleichsam als Dankopfer dargebracht. Der Herr und erste Baron von Montalto hatte bei der Eroberung des heiligen Grabes der heiligen Jungfrau gelobt, seinen liebsten Sohn der Kirche als Eigenthum zu überliefern, wenn sie ihn gesund an Leib und Seele die heilige Stätte betreten lasse, wo der Erlöser der Welt dem Tode den Stachel genommen hat. Der Wunsch meines Ahnherrn ward er-

füllt. Ercole Montalto betete am Grabe des Herrn, und als er glücklich in die Heimath zurückkehrte, ward sein jüngster Sohn Enrico Priester.

Seit dieser Zeit blieb das Geschlecht Montalto stets in der innigsten Verbindung mit der Kirche. Mehr als ein Sprößling desselben half mit bauen an dem gewaltigen Dome, dessen Kuppel das Erdreich überspannt. Ein Graf Montalto ward der Apostel einer ganzen Provinz Neuspaniens, ein Anderer erlitt unter den Hindu's den Märtyrertod. Von den weltlichen Montalto's bekleideten Mehrere den Rang von Hauptleuten in der päpstlichen Nobelgarde.

Vor etwa einem Jahrhundert kaufte sich die Familie in der Romagna, unfern von Bologna am nördlichen Abhange der Apenninen an. Dieser Ankauf machte die Grafen Montalto zu Unterthanen des Papstes, brachte aber sonst keine weitere Veränderung hervor. Der Klerus zählte immer einen Montalto in seiner Mitte, und man sagt, daß die Kirche sich ihrer stets zu den wichtigsten Missionen bedient habe. Zum ersten Male trat eine Spannung zwischen der Familie Montalto und dem Kirchenoberhaupte bei den revolutionären

Bewegungen ein, die bald nach der Erhebung Gregor's XVI. auf den Stuhl Petri in den Marken ausbrachen. Mein Vater, Graf Poerio Montalto ward genöthigt, um Unheil zu verhüten, mit den Aufständischen zu unterhandeln, und nur seinem Ansehen hatte die Kirche es zu verdanken, daß nicht manches unwürdige und verhaßte Mitglied der Priesterschaft der Rache des empörten Volkes zum Opfer fiel. Gerade diese Handlungsweise, die eher eine Belohnung als eine Verfolgung verdient hätte, gereichte unserm Geschlecht zum Verderben. Die Feinde meines Vaters, der gerecht, aber unbeugsamen Sinnes war, und rückhaltlos seine Meinung aussprach, gleichviel, wen er dadurch verletzen mochte, benutzten die vermittelnde Stellung, die er eine Zeit lang inne gehabt hatte, ihn zu verdächtigen, anzuschwärzen und heimlicher Schuld zu zeihen. Unvermuthet ward er verhaftet, wir Uebrigen unter strenger Bewachung auf unserer Besitzung gegen jeden Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Wie es gekommen sein mag, daß der Graf auch nicht einen Fürsprecher im Cardinalscollegium fand, haben wir nie ermitteln können. Drei Jahre lang erfuhren wir von dem Gefangenen weiter nichts, als daß er lebe, oft Verhöre zu bestehen habe und daß schließlich die Rota sein Urtheil fällen werde. Auch dies Urtheil ward uns nicht früher mitgetheilt als durch die Rückkehr des im Kerker alt gewordenen Va-

ters. Von Gensdarmen begleitet trat der körperlich gebrochene Mann eines Tages zu uns. Wir würden ihn nicht erkannt haben, wenn er nicht zu uns gesprochen hätte. — Wir müssen wandern, sagte er grollend, nur mühsam den Ingrimm, der an seinem Leben zehrte, verbeißend — das ist die Bedingung, unter welcher mir die überstandene Untersuchungshaft als Strafe angerechnet worden ist. Leider hat der Prozeß mein geringes Vermögen gänzlich verschlungen. Schloß Montalto verfällt und ist bereits in fremde Hände übergegangen. Hier dürften wir bald dem Mangel preisgegeben sein. Auch mag ich nicht länger die Luft der Romagna athmen. Sie ist meinen angegriffenen Lungen nicht zuträglich. Darum wollen wir die Trümmer unseres Vermögens vollends zusammenraffen und anderswo Hütten bauen. Am lago di Como oder maggiore wehen süditalienische Lüfte. Dorthin wollen wir ziehen und unterwegs darüber nachdenken, was wir in Zukunft anfangen, in welcher Weise wir das erlebte Ungemach wieder verschmerzen können. — Wenige Tage später schon kehrten wir unserm bereits der Kirche gehörenden Besitzthum den Rücken und pilgerten dem neuen Lande der Verheißung zu.

Mein Vater war ein zu guter katholischer Christ, als daß er der Kirche hätte entgelten lassen, was einige

unwürdige oder fanatische Priester in ihrem zu weit getriebenen Eifer für dieselbe an ihm verbrochen hatten. Die Ueberlieferungen aus der Vergangenheit, die Gelübde, denen alle Montalto treu geblieben waren, sollten auch von ihm und uns heilig gehalten werden. Die veränderten Umstände aber gestatteten nicht sofort eine Erfüllung des Gelübdes unseres Hauses. Wir mußten zuerst eine Beschäftigung suchen, um leben zu können. Als uns das gelungen war, gab der Vater uns Brüdern zu verstehen, daß es jetzt Zeit sei, an die Erfüllung des Gelübdes zu denken. Unglücklicher Weise fehlten mir sowohl wie meinem älteren Bruder alle Eigenschaften, welche der Religiöse besitzen muß, soll er nicht ein unnützes Glied in der großen Kette werden, welche die Erde und die Menschheit dem Himmel verbindet. Uns lockte die Welt, und hätten wir frei dem Drange unseres Herzens folgen dürfen, würden wir gewiß eher den Rock des Soldaten als Sutane oder Skapulier gewählt haben. Dieser weltliche Hang seiner Söhne ängstigte den Vater, dennoch wollte er nicht das Gelübde des Ahnherrn brechen, um nicht auf's Neue in einen Conflict mit dem Klerus zu gerathen, der, wie die Dinge lagen, nur zu seinem Nachtheil ausschlagen konnte.

„Werft das Loos unter Euch!“ sprach der Vater, als er uns an die Pflicht erinnerte, die uns als ein

heiliges Vermächtniß zu erfüllen oblag. „Wen das Schicksal der Kirche zuweis't, der soll ihr Diener, ihr Sohn sein! Wehe ihm, wenn er sich unwürdig zeigt der göttlichen Gnadenwahl! Mein Fluch würde ihm die Luft vergiften, die er einathmet!"

Wir widersprachen nicht. Schweigend, mit düstern Blicken befolgten wir den Befehl des Vaters. Das Loos, ein Sohn der Kirche zu werden, traf mich.

„Nimm meinen Segen," sprach der Vater gerührt. „Diene Gott als treuer, gewissenhafter Knecht, und es wird Dir und Deinen Verwandten wohl gehen auf Erden!"

Ich sträubte mich nicht. Als kaum fünfzehnjähriger Jüngling betrat ich das Seminar und begann meine Studien. Die Kirche sorgte für mich, wie sie stets für jeden Montalto gesorgt hatte. Auch behielt ich im Seminar meinen Namen bei, ohne daß es bekannt wurde, daß meine Familie ihren Namen verändert hatte. Bald darauf starb mein Vater, und Bruder und Schwester waren ihrer Mittellosigkeit wegen genöthigt, sich zu trennen, um sich einzeln weiter fortzuhelfen. Die Anzeige dieser Trennung erfuhr ich noch im Seminar, später habe ich von dem Verbleiben meiner Geschwister nichts mehr gehört.

Geraume Zeit hoffte ich auf Nachrichten, ohne mich peinigenden Sorgen hinzugeben, da aber Monate vergingen, ein Jahr ablief und noch immer keine Kunde von den Geschwistern eintraf, fiel ich in tiefe Schwermuth. Dieser veränderte Gemüthszustand konnte nicht unbemerkt bleiben. Ich ward erst mild, dann streng befragt und eröffnete mich endlich dem Seminardirector, der einen einflußreichen kirchlichen Posten bekleidete. Leider war ich zu wenig zurückhaltend und ließ meinen weltlichen Sinn durchblicken, ja, ich wagte sogar leise den Wunsch zu äußern, die Kirche möge mich des Gelübdes entbinden, das ich ja nicht selbst gethan hätte, sondern das ich wider Willen, gegen alle Neigung, gegen jeden Beruf zu erfüllen nur aus Liebe zu meinem Vater übernommen. Der Director erwiderte keine Sylbe auf diese meine Bitte, nach Bruder und Schwester aber versprach er sich zu erkundigen.

Seit dieser Unterredung merkte ich, daß ich auf Schritt und Tritt bewacht wurde. Diese Ueberwachung geschah heimlich, war aber eine so vollständige, daß ich glaube, man wußte, wie viele Athemzüge ich im Zeitraum einer Stunde that, wie oft ich im Schlafe seufzte oder welche Worte und Laute ich träumend vernehmen ließ. Ich war, ohne Ketten zu tragen, an Leib und

Seele mit schweren Fesseln belastet; ich war so sehr Sclave, daß ich keinen Gedanken mehr mein eigen nennen durfte.

Konnte ich mich, so gebunden, glücklich fühlen? Mußte ich nicht diejenigen hassen lernen, die mich mit so fürchterlichen Banden ganz in der Stille umstrickten, und war der Wunsch nicht natürlich, dieser geistigen Strafanstalt, die den freien Willen, den Gedanken in mir ertödtete und einen Abscheu gegen alles kirchliche Leben in mir erzeugte, welcher der Blasphemie gleichkam, zu entrinnen? Einmal zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich der Kirche niemals würdig dienen werde, daß ich mich in ihr, sie in mir entwürdigen müßte, dachte ich ernstlich an Rettung meiner selbst durch Flucht.

Da überreichte mir eines Tages der Director einen offenen Brief. Das Schreiben war an ihn selbst gerichtet, rührte von dem Besitzer des Schlosses Montalto her und enthielt die Nachricht, daß mein Bruder Dienste in Oesterreich genommen hätte und jetzt bei der Besatzung in der Festung Theresienstadt stehe, meine Schwester Angela aber eine sehr vortheilhafte Stelle

als Gesellschafterin bei der Marchese Castelcaccio bekleide. Wenn ich es wünsche, stehe es mir frei an Beide zu schreiben, fügte der ungemein freundliche Director hinzu, er werde es sich zum Vergnügen machen, beide Briefe sicher zu befördern. — Vielleicht wäre ich in die mir gelegte Falle gegangen, hätte ich den freundlich Sprechenden nicht zufällig angesehen. Dieser Blick ließ mich erkennen, daß ich getäuscht, in irgend einer geheimen Absicht, die ich nicht durchschauen konnte, betrogen werden sollte! — Es war, als würde ich vom heiligen Geist erleuchtet, als riefe mir die Stimme meines Schutzengels zu: Fliehe! Fliehe, ehe es zu spät ist! Rette den Bruder! Suche Deine Schwester auf! — Es gelang mir, meine innersten Gedanken zu verbergen, wenigstens glaube ich es. Ich versprach, die Briefe abzufassen und bat um die Erlaubniß, zu diesem Behufe länger, als es Vorschrift war, wach bleiben zu dürfen. — Diese Erlaubniß ward mir zuvorkommend gegeben.

Mit den Gelegenheiten des Seminars bekannt, hoffte ich unbemerkt die Pforte desselben öffnen und so entschlüpfen zu können. Es war ein Irrthum. Man ließ mich den Fluchtversuch so weit vollbringen, daß ich, ertappt, mich nicht verantworten konnte, sondern mein

eigener Ankläger werden mußte. Ergriffen, ward ich sicherem Geleit übergeben und in ein Profeßhaus gebracht, wo ich nach strengen Büßungen mich zum Klosterdienst vorbereiten sollte. Dies Alles geschah scheinbar mild, ohne Geräusch, so daß ein weniger reizbarer Mensch den Druck, welcher damit verbunden war, vielleicht nicht sehr schmerzlich empfunden hätte. Ich dagegen fühlte mich gedemüthigt als denkender, freigeborener Mensch, entwürdigt als Sclave wider Willen. Alle meine Gedanken blieben fortwährend auf Flucht gerichtet. Nur verfuhr ich jetzt klüger und benutzte die Verstellung als Maske, um meine Gedanken, meine Pläne dahinter zu verbergen.

Das Profeßhaus beherbergte eine Anzahl Zöglinge, welche aus eigenem Antriebe nach vollendeten Vorbereitungsstudien als Missionäre der Kirche sich in alle Welt zerstreuen wollten. Vorsichtig, klug, berechnend und auf seinen Vortheil bedacht war der Klerus von jeher. Diejenigen, welche sich ihm anschließen und seinem Dienste sich ganz hingeben, werden in jeder Weise vortrefflich zu solchem Behufe unterstützt. Man weiß, daß Missionäre nicht nur geistig begabte Männer sein müssen, sondern daß auch gelenke Glieder, dauerhafte Gesundheit, geübte Muskelkraft das heilige Werk der Kirche

wesentlich fördern helfen. Darum waren alle möglichen körperlichen Uebungen den Zöglingen im Profeßhause nicht allein gestattet, sondern sogar vorgeschrieben. Diese Einrichtung versöhnte mich mit meinem Aufenthalte. Ich zeigte mich nach einiger Zeit nachdenklich, ich vergoß Thränen, ich heuchelte Reue! Als fingirter Büßer gelobte ich Buße und Besserung, und bat um die Erlaubniß, unter die Zöglinge für das Missionswesen aufgenommen zu werden.

Mein Gesuch ward geprüft und wie ich erwartet hatte, ich selbst einer noch strengeren Controle als bisher unterworfen. Die Hoffnung, eines Tages meine Freiheit wieder zu gewinnen, ließ mich diese Prüfungszeit überstehen. Ich ward zur Abtheilung der Missionäre versetzt und nahm nunmehr Theil an ihren geistigen und körperlichen Exercitien. Nur diese letzteren waren mir wichtig, und es gelang mir bald so darin zu excelliren, daß ich ohne mein Hinzuthun zum Exercitienmeister ernannt wurde. In dieser meiner neuen Eigenschaft waren Versuche, die ich mir selbst zur Uebung meiner Kräfte, zur Stärkung der Muskeln aufgab, Pflicht für mich. Ich lernte nicht nur Turnen und Klettern, ich wagte auch die schwanke Brücke eines Seiles zu betreten, das ich in dem abgegrenzten Garten des

Profeßhauses in beliebiger Weise vor Aller Augen aufspannte.

So schläferte ich nach und nach meine Wächter ein. Wie ich mich ihnen zeigte als eifriger, fleißiger Zögling, stets bereit zu lernen, zu arbeiten, zu beten, Andern in Fleiß und Ordnung, in Gehorsam und Demuth ein gutes Beispiel zu geben, mußte man mich für bekehrt halten. — Nun bereitete ich Alles zu meiner Flucht vor. Was ich an Papieren besaß, packte ich zusammen in die Kapsel, die ich bei meiner Abreise vom Vater zum Geschenk erhalten hatte. Das Tau war, da auch die Gelenksten meiner Collegen bis in die tiefe Dämmerung hinein sich daran geschwungen hätten, nicht herabgelassen worden, obwohl ich selbst Hand anlegte. Die Vorsteher verhinderten mich, und meinten, es belästige ja Niemand. Es lief vom Profeßhause quer über den Garten, den ein tiefer und breiter Canal durchschnitt. Dieser Canal bildete das vornehmlichste Hinderniß, die Umfassungsmauer zu erreichen. Auf dem Seile war dies leicht, und ich hatte nicht versäumt, mich schon früher bei meinen equilibristischen Uebungen mit den Umgebungen des Profeßhauses, mit Wegen und Stegen bekannt zu machen. Gegen Mitternacht schwang ich mich, meine kleine Habe auf dem Rücken tragend, aus dem Fenster, ließ

mich mit Hilfe zusammengeknoteter Tücher behutsam auf das Seil herab, überschritt unhörbar und unbemerkt Garten und Canal, und benutzte beim Herabsteigen von der Mauer abermals bereit gehaltene Tücher. Glücklich entkam ich, glücklich erreichte ich das Ufer des Meeres, dem ich mich hoffnungsmuthig in einem leichten Nachen anvertraute. Der Himmel war mir gnädig. Als ich später wieder an's Land stieg, benutzte ich meine gelenken Kräfte, um mir das zum Leben Nöthige zu verdienen. Ich ließ mir den Bart wachsen, nahm ein burleskes Wesen an, spielte den Bajazzo und ärndtete überall reichen Lohn. Da ich nordwärts ging, und mich nirgends lange, am wenigsten in der Nähe von Klöstern aufhielt, auch alle Städte möglichst zu vermeiden suchte, blieb ich stets unbelästigt. Hat man mich dennoch verfolgt, so bin ich meinen Verfolgern entweder niemals nahe gekommen oder sie haben mich in dem lustigen Signor Bajazzo, wie ich mich nach dem von der Menge mir beigelegten Namen selbst nannte, nicht vermuthet.

Hier brachen die Notizen Frontelli's plötzlich ab. Mathias Grant hatte dieselben mit Interesse gelesen, befriedigt aber war er nicht, da er nach den Andeutungen des Verunglückten kurz vor seinem Ende noch andere, ihm wichtigere Aufschlüsse zu erhalten erwar-

tete. Er schlug die nächsten leeren Blätter des kleinen Heftes um und stieß bald auf neue, leider nur mit Bleistift niedergeschriebene Aufzeichnungen, die er nicht ganz zu entziffern vermochte. Diese rührten von neuerem Datum her, wenigstens waren sie weit später dem Papiere anvertraut worden, als die Notizen aus dem Leben des unglücklichen Mannes. Frontelli-Montalto hatte diese letzten Aufzeichnungen „Fulminanti" getauft, was sich auf deutsch etwa mit „Zündstoffe" oder „Sprühteufel" wiedergeben ließe. Ohne Jahreszahlen zu nennen, war jeder einzelnen Notiz der Monatstag, der sie geboren hatte, beigefügt. Von diesen nun konnte Mathias Grant mit angestrengter Mühe folgende Mittheilungen enträthseln.

Fulminanti.

Am 3. August. „Orlando hat mich heute überzeugt, daß er mir treu ergeben ist. Obwohl ich es mit meinen Gesinnungen nicht gut in Einklang bringen kann, daß ich als Graf von Geburt, durch die Verhältnisse gezwungen, den Gaukler spielen soll, werde ich mich für einige Zeit doch dazu entschließen. Ich thue nichts Unedleres, nichts Schlimmeres, nichts Verdammenswertheres, als diejenigen, welche sich für geweihte Diener Gottes ausgeben und, weil sie wissen, daß die Völker an blinkendem Spielzeug immer Vergnügen

finden, sich im heiligen Gewande selbst zu Gauklern erniedrigen."

Ende September. „Orlando ist ein braver Mann. Seit ich ihm mitgetheilt habe, was mich drückt und ängstigt, läßt es ihm keine Ruhe. Er hat sich erboten, statt meiner die Spuren meiner verschollenen Geschwister zu erforschen. Morgen schon will er mich auf unbestimmte Zeit verlassen. Nach seiner Behauptung ist er mit einem Frontelli im Engadin zusammengetroffen. Der Mann war Tabuletkrämer und sehr wortkarg. Die Sehnsucht nach dem Süden trieb ihn zurück über die Alpen. In Modena wollte der Mann Freunde haben! — — — Ich habe heute abermals den Namen Frontelli angenommen und Orlando die nöthigen Documente über mich und meine Familie vorgezeigt."

Am 12. November. „Es ist entschieden, — mein unglücklicher Bruder lebt nicht mehr! — Und meine Schwester? — Wenn Orlando's Ahnungen sich bewahrheiteten! — O, dann! — — Aber was knirsche ich Elender mit den Zähnen? Welche Mittel besitzt der Seiltänzer Frontelli, um Verbrecher zur Rechenschaft zu ziehen, um Frevelthaten zu rächen? — Wenn Or-

lando doch zurückkehren möchte, daß ich mit ihm Rath pflegen, seine Ansichten und Vorschläge hören und prüfen könnte! — Ein Gewinn nur ist mir geworden durch die neuesten Mittheilungen: ich habe die Schwächen des Fundamentes kennen gelernt, die eines Tages den stolzen Bau des Vaticans werden erbeben machen! — Ketzer? Wenn die Ketzerei im Denken besteht, so gibt es in der Kirche, deren Streiter ich werden sollte, beinahe so viele Ketzer, als sie vernunftbegabte Bekenner zählt.“

Am 6. December. „Der arme Orlando, diese treue, ehrliche Seele, dieser zuverlässige Freund, der das Wort Eigennutz gar nicht kannte, ist von mir gegangen! Ein Lungenschlag hat seinem Leben ein Ende gemacht! — — Die letzten Stunden seines an Freuden so armen Lebens benutzte er zu Winken, die mir in Zukunft vielleicht dienen können. — Er hat Grund, den Tod meines Bruders trotz des Todtenscheines, den man ihm in Venedig einhändigte, zu bezweifeln. Es finde wahrscheinlich eine Verwechselung der Person statt, meinte er. Mein Bruder sei niemals Soldat geworden! . . . Die Sorge um Angela zügelte seine Leidenschaften. Die Schwester ohne Schutz allein in der Welt zurückzulassen, tausend Gefahren ausgesetzt, wi-

verstritt seinen Grundsätzen, seinen Gefühlen. Bis Livorno hat Orlando die Spuren der Reisenden verfolgt, dort aber verschwanden sie. Die Vermuthung, Bruder und Schwester hätten im Auslande ein Glück gesucht, das die Heimath ihnen nicht gewährte, hat bei dem Thatendrange meines Bruders große Wahrscheinlichkeit."

Die nächsten Aufzeichnungen in den Tagebuchblättern Frontelli-Montalto's waren derartig verwischt, daß Mathias Grant nur einzelne Worte und Sätze entziffern konnte. Sinn und Zusammenhang in diese Bruchstücke zu bringen war unmöglich. Erst die allerletzten Blätter, die kaum ein Jahr alt zu sein schienen, waren wieder leserlich geschrieben. Ihr Inhalt setzte den Rathsherrn in die heftigste Aufregung. Montalto schrieb:

Am 10. Juni. „Eben ist ein Mann von mir gegangen, dessen Anblick mir das Blut in den Adern gerinnen machte. Pater Morazzi! . . . Der Mann hat mich, so lange mein Aufenthalt im Seminar dauerte, auf eine geistige Folter gespannt, die mich oft an Gottes Gerechtigkeit zweifeln ließ. Und jetzt, nach dreizehn Jahren, sucht er mich auf, um mich um Verzeihung zu bitten! . . . Er, der geweihte Priester wirbt um meine Freundschaft, um die Freundschaft des Seiltän-

zers Frontelli. . . . In meinen Augen bist Du der Graf Montalto — sprach er, der verkannte, vielfach unwürdig behandelte Patriot! Ich habe viel gegen Dich gut zu machen und ich will es, wenn Gott mir das Leben erhält und mir Kraft gibt. Lange, lange Jahre lag ich in den Banden der Finsterniß, bis ein unbedeutender Verstoß mich in die Einsamkeit einer verschlossenen Zelle führte. Hier lernte ich selbstständig denken. Nun erschien mir das Wesen der Kirche, deren gehorsamer, blind ergebener Diener ich war, in einem anderen Lichte. Ich begann zu prüfen, zu wägen, zu zweifeln! . . . Und jetzt? . . . Jetzt bin ich ein Abtrünniger, ein doppelter Flüchtling! . . . Auf mich fahndet die Kirche, der ich untreu ward, und die Schergen der weltlichen Macht spüren mir nach, weil ich mich einer verbotenen politischen Verbindung angeschlossen habe! . . — So ungefähr lauteten Morazzi's Worte. Wie er mich aufgefunden, mich erkannt hat, ist mir ein Räthsel. Er weigert sich, mir darüber Auskunft zu geben. — In den nächsten Tagen will er mich wieder besuchen. Seine Absicht ist, hier, bei dem als Theolog berühmten Hofprediger Z. Unterricht zu nehmen, um sich auf seinen völligen Austritt aus dem Schooße der katholischen Kirche ernstlich vorzubereiten. Morazzi wünscht, ich solle seinem Beispiele folgen, da ich im Herzen doch längst der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr ange-

höre. Widersprechen kann ich dem Manne allerdings nicht, aber ein unerklärliches Etwas hält mich ab, offen und frei vor aller Welt mich zu einem andern Glauben zu bekennen. . . . Bin ich denn überhaupt so gläubig, daß ich mit gutem Gewissen behaupten kann, dieser Lehre schließe ich mich mit voller inbrünstiger Ueberzeugung an? . . . Ein so wichtiger Schritt, an welchem die Ruhe des Gewissens hängt, will reiflich überlegt sein!"

Am 17. Juni. „Morazzi wird mir unheimlich. Meint er es ehrlich oder ist er ein verkappter Jesuit, der sich seines Opfers dadurch bemächtigen will, daß er es in ruhige Sicherheit einlullt? — Weshalb dringt er so sehr in mich, ich solle meinen wahren Namen wieder annehmen, mein Gewerbe aufgeben und mich ihm als treuer Genosse anschließen? — Die letzte Bemerkung, für hinreichende Mittel zum Leben werde er Sorge tragen, ist mir aufgefallen."

Am 23. Juni. „Morazz hat sich ganz in der Stille entfernt. Heute erhielt ich von ihm ein Entschuldigungsschreiben. In vier bis fünf Wochen will er mich wieder aufsuchen, um zu hören, ob ich einen Ent-

schluß in seinem Sinne gefaßt habe. . . Möglich, daß wir uns gar nicht wieder sehen."

Am 6. August. „Die festgesetzte Zeit ist verstrichen und Pater Morazzi hat sich nicht wieder eingefunden. Ich bin jetzt überzeugt, daß er nur ein Sendling seiner Obern ist, der mich ermitteln, mich kirren sollte, damit sie mich nochmals in ihre Hände bekämen. Der geheim gehaltene Zweck würde zu erreichen sein, wenn ich mich in einem katholischen Staate aufhielt. Unter Protestanten fehlt auch den schlauesten Jesuiten aller Anhalt."

Am 13. October. „Mein Bruder lebt! . . . Vor wenigen Stunden erhielt ich den beglückenden Brief mit seiner lieben Namensunterschrift. . . Es geht ihm gut, er befindet sich in glücklichen Verhältnissen! . . . Aber Angela, die arme, theure Schwester! . . . Um ihm die Sorgen für den Lebensunterhalt zu erleichtern, trennte sie sich von ihm und trat als Gouvernante in die Familie des Marchese von Castelcaccio! . . . Sie hat nie wieder ein Wort von sich hören lassen, nie einen der Briefe des Bruders beantwortet! . . . Verbunden wollen wir nach dem Vorschlage des Bruders die Ver-

schwundene suchen oder an ihrem Grabe ein Gebet sprechen! . . . Ich soll unverweilt antworten; zum Lenz wird der Bruder mich abholen."

Am 19. October. „Er kann nicht kommen, weil er von schwerer Lähmung befallen ist? — Auf kirchenstaatlichem Boden? . . . Auch nicht einmal zu schreiben vermag der arme Bruder? . . . Statt seiner wird ein Freund, sein alter ego erscheinen und mit mir das Weitere verhandeln? . . . Montalto soll ich mich nennen, sobald dieser Freund bei mir eingetroffen ist, denn unser Stammschloß werde schon in der nächsten Zeit uns zurückgegeben werden, da es dem Bruder gelungen sei, eine Revision des Prozesses unseres Vaters durchzusetzen? . . . Seine Hauptstütze sei der freisinnige Erzbischof von J*, der an den Schicksalen unserer Familie den aufrichtigsten Antheil nehme? . . . Das Alles klingt so seltsam, so räthselhaft, daß ich nicht einmal den Muth habe, daran zu glauben. Aber den Stellvertreter meines Bruders will ich doch erwarten, um zu sehen, welch ein Mann er ist, ob er mein Vertrauen verdient, und ob ich die Aufträge, die ihm der Bruder mitzugeben gedenkt, auch wirklich als von der Klugheit dictirt betrachten darf."

Am 24. März. „Des Bruders Forderungen nehmen eine wunderliche Form an. Aus brüderlicher Liebe zu ihm soll ich in die wohlhabende, gewerbtreibende Stadt der Provinz S* reisen, dort Vorstellungen geben, und jedes Mittel versuchen, mit einigen der einflußreichsten Familien, den Unstätten, den von Seidenblatt und andern Bekanntschaft anzuknüpfen. Damit mir dies leichter werde, könne ich andeutungsweise durchblicken lassen, daß die Ausübung meiner Kunst nicht das Ergebniß freier Wahl, daß ich zu Besserem berufen sei und aus angesehener Familie stamme. Nur vor dem Rathsherrn Mathias Grant müsse ich mich hüten! Er hasse Alles, was ihm nicht huldige, und verfolge Jeden, der ihm widerspreche! . . . Ist es möglich, solche Winke gar nicht zu beachten? . . . Schon die Neugierde zwingt mich jetzt, ostwärts zu gehen, damit ich erfahre, ob die genannten Familien wirklich in jener Stadt leben und eine Stimme haben in der öffentlichen Meinung. . . . Aus Caprice werde ich mich sogar entschließen, das mir empfohlene Gasthaus zur Sonne zu meinem Absteigequartier zu erwählen."

Am 2. Juli. „Die Verbindungen meines Bruders, seine Orts- und Menschenkenntniß flößen mir in der That Respect ein. . . . Ich habe Alles getroffen,

wie er es mir in wiederholten, seiner schmerzhaften Lähmung wegen dictirten Briefen geschildert hat. Die Sonne ist für mich und meine Gefährten ein passender Aufenthalt. Man kann sich zurückhalten, ohne sich etwas zu vergeben. Senator Unstätten ergriff auf der Stelle meine Partei im Rathe, weil der reiche Fabrikbesitzer Mathias Grant Bedenken hegte, uns einen länger als vierzehntägigen Aufenthalt zu gestatten. Freundlich ist dieser Mann allerdings nicht, wenigstens nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber er interessirt mich mehr als alle andern Rathsmitglieder zusammen. Der Mann hat eine eigene Meinung, einen festen Willen, einen klaren Verstand. Er urtheilt immer aus den Dingen heraus, nicht in die Dinge hinein und läßt sich nie von Zufälligkeiten bestimmen. . . . Wie ich höre, war er längere Zeit in meinem Vaterlande, und seitdem will er von Religion, sofern sie in kirchlichen Cultus übergeht, nichts wissen. . . . Es ist sonderbar, aber sollte mir etwas Unerwartetes zustoßen, so würde ich mich vertrauensvoll an den Rathsherrn Mathias Grant wenden."

Am 5. Juli. „Heute erwiderte der Prediger an der katholischen Kirche meinen Besuch. . . Was will der geistliche Herr von mir? . . . Meint er, ich sei

ihm ergeben, sein Wort habe Einfluß auf mich? . . . Er irrt! Wahrlich, die Schwelle seines Hauses hätte ich nicht überschritten, wäre nicht der Wunsch des Bruders die unsichtbare Hand, die mich leitet, und der ich aus Pietät, aus Sehnsucht, im Geiste mit dem Bruder vereint zu handeln, folge."

Am 9. Juli. Morazzi ist wieder gekommen und mit ihm der Freund meines Bruders, Maria Emanuele Frontelli! . . . Beide dringen in mich, einen Entschluß zu fassen. Ich habe mir drei Tage Bedenkzeit ausgebeten. . ."

Am 13. Juli. „Ein furchtbarer Auftritt hat mich beunruhigt. . . Morazzi's heftiges Drängen verletzte mich; ich machte ihm Vorwürfe, und führte ihm zu Gemüthe, was er an mir verbrochen habe! An ihm sei es, gut zu machen, und durch die That habe er zu beweisen, daß er es redlich mit mir meine, mich nicht, wie früher so oft im Seminar, durch seine gewandte Zunge auf's Neue in Versuchung führen wolle. . . Da flog ein Leuchten durch sein kühles Auge, das ich zu verstehen glaube. Sein Flüsterwort: „Reize mich nicht!" hat ihn mir verrathen! . . Ich werde ihn hinhalten,

bis ich noch einmal direct von meinem Bruder Antwort bekomme, und damit ich gesichert bin, werde ich mich unter den Schutz des Herrn Mathias Grant stellen. . . Schon hab' ich ausgekundschaftet, wie ich mich am Besten bei ihm einführen kann. Er liebt die Kunst und verkehrt oft in der Werkstätte der lucchesischen Gypsarbeiter Maffei, die gleich hinter der Scheuer, wo unsere Garderobe liegt, ihre Werkstatt haben. . . . Nur so lange will ich noch warten, bis ich Bescheid erhalte, ob mir der Rath erlaubt, die anziehende Production auf dem Thurmseile dem Publikum vorzuführen. . . Der Einfall des drolligen Senator Dobbert mit dem Platze, der sich für dieses Kunststück am Besten passe, hat den klugen Grant höchlichst amusirt, obwohl er sich entrüstet stellte."

Am 18. Juli. „Obschon ich nicht furchtsam bin, habe ich mich heute doch erschrocken. Morazzi besuchte mich in der Tracht eines Gespenstes, grauweiß, eine Farbe, die sich, fürcht' ich, für seinen gegenwärtig zur Schau getragenen Character vortrefflich eignet. . . Nicht lebendig soll ich von der Stelle, hat er mir gedroht, wenn ich bei meiner Weigerung hartnäckig beharre! . . Er sowohl wie Maria Emanuele Frontelli wolle mir wohl und wünsche, mich an der Seite meines Bruders

wieder in die Hallen der alten Felsenburg Montalto einziehen zu sehen."

Am 21. Juli. „Zweimal habe ich heute kleine Stücke Schwefelfäden in der uns eingeräumten Scheuer gefunden — bei der Garderobe und in der Nähe der mit Werg und Stroh versetzten Thür, die nach der Baracke der Gebrüder Maffei führt! . . . Ich habe meinen Leuten ihrer Unvorsichtigkeit wegen heftige Vorwürfe gemacht, und Allen streng verboten, nach Eintritt der Dämmerung die Scheuer zu betreten. Gewiß ist der leichtsinnige Beppo der Uebelthäter gewesen; denn der wilde, aber gutmüthige Junge hat eine wahre Leidenschaft, mit feuergefährlichen Dingen zu spielen."

Am 23. Juli. „Die Flammen haben Alles verzehrt! . . . Mich schaudert, wenn ich mich meinen finstern Gedanken überlasse! . . . Ohne meine Wachsamkeit, die ich der innern Angst zu verdanken habe, von der ich seit einigen Tagen fortwährend gequält werde, läge ich jetzt verkohlt unter dem glühenden Schutt! . . . Es wäre gräßlich! . . . Aber ich werde Vorkehrungen treffen und mich in einem anonymen Schreiben vertrauensvoll an Herrn Mathias Grant wenden."

Am 27. Juli. „Trotz wider Trotz! Nach der Vorstellung mache ich die Anzeige. . . Schade, daß Herr Grant so grenzenlos eigensinnig ist! . . . Nun, ich hoffe, wir werden uns noch als Freunde herzlich umarmen! . . . Vermaledeiter Morazzi! . . . Undurchdringlicher Maria Emanuele Frontelli, unheimlicher Namensvetter! . . . Ich wollte, es wäre Morgen, und Rathsherr Grant hätte mich schon angehört! . . .“

Hier endigten die Aufzeichnungen des Seiltänzers. Mathias Grant ließ wie gelähmt die Arme sinken und ein Sturm von Gedanken durchfluthete seine Seele. Da klang die rasselnde Schelle an der Treppenthür, und wenige Sekunden später meldete der Diener einen Fremden, der sich Salvatore Morazzi nannte.

Dem Rathsherrn versagte die Stimme, als er diesen Namen hörte, ein stummer Wink aber bedeutete dem Bedienten, daß er bereit sei, den Fremden zu empfangen.

Zweites Buch.

Römische Anknüpfungen.



Erstes Kapitel.

Auf dem Stilfser Joch.

Santa Maria heißt die letzte Poststation auf der großen Alpenstraße, welche an der Ortelesspitze vorüber über das Stilfser Joch nach Italien führt. Die nicht eben sehr freundlich aussehenden Gebäude liegen bereits auf lombardischem Boden, und dem Deutschen, welcher die Fluren des klassischen Hesperiens hier betritt, die man stets nur als von Blüthenduft durchweht schildert, klingt in dieser eisumstarrten Felsenöde der rauhesten Alpen zuerst die Sprache Tasso's entgegen. Freilich wird er sie nicht dafür halten, denn der häßliche lombardische Dialect, die lingua milanese mit ihren Zisch- und Kehllauten, ihren verstümmelten Worten und wunderlichen Abkürzungen hat mit dem melodischen Wohllaut der lingua toscana wenig gemein.

Seit zwei Tagen ras'te der Sturm um die nackten Felsenhäupter und trieb dichte Schneewolken aus Westen

über das Joch. Kaum auf Augenblicke brach die Sonne durch das finstere Gewölk, und enthüllte für kurze Zeit die weißglänzende Spitze des riesigen Orteles.

Dies anhaltende Unwetter, kein seltenes Vorkommniß in der zweiten Hälfte des Octobers, erschwerte die Uebersteigung des Joches und hatte namentlich auf der italienischen Seite an den durch die Felsen gehauenen Gallerien mit ihren schroffen Abstürzen so gewaltige Schneemassen zusammengehäuft, daß der sehnlichst erwartete Postwagen von Bormio auf der Hälfte des Weges liegen bleiben mußte.

Nicht weniger gefährlich war die Straße auf deutscher Seite zu befahren der drohenden Lawinen wegen, die hier nach lange dauerndem Schneefall häufig niederzugehen pflegen.

Das Wetter, wie die Gefahr, der man sich möglicherweise aussetzen konnte, veranlaßte eine Anzahl Reisende, welche mittelst Extrapost von Sondrio aus vor einigen Tagen den Alpenpaß zu überschreiten sich vorgenommen hatten, in Santa Maria Rast zu machen. Der Wagen war von jener zweifelhaften Beschaffenheit, die man an lombardischen Kutschen fast immer entdeckt, wenn der Eigenthümer derselben mit Emphase ausruft: è una carozza bellissima! und diesen Ausruf zum Ueberfluß noch durch heilige Eide bekräftigt. Die Thüren sprangen bei raschem Fahren von selbst auf, die Fenster

schlossen nicht, die Decke ließ Wind, Regen und Schnee durch. An einem der Hinterräder klapperte der lose Eisenreif, und es war immerhin möglich, daß ihn ein starker Anprall ablaufen ließ, obwohl der sorglos courageuse Postillon unter lautem Peitschengeknall, welches die armen Gäule selbst bergauf in einen kurzen zuckelnden Galopp versetzte, auf jede Warnung seiner Passagiere ein dreistes: „Non timore, Signori!" diesen zurief.

Eine Stunde unterhalb Santa Maria leuchtete den immer bedenklicher werdenden Reisenden, die sich in Sondrio zusammengefunden hatten, ein, daß es klüger sei, in dem ziemlich geräumigen Alpenhause besseres Wetter abzuwarten. Der Postillon war mit diesem Beschluß seiner Passagiere sehr zufrieden, da er ja bezahlt wurde, und so richtete sich denn die kleine Gesellschaft in den ungemüthlichen Räumen von Santa Maria ein, so gut es gehen wollte.

Ein Ofen war zum Glück vorhanden; die Reisenden brauchten also wenigstens nicht zu frieren. Aber die Zeit! die Zeit! — Wie sollte man die ewig langen Stunden todtschlagen in einer Behausung, die auch nicht die geringste Vorkehrung zu geselliger Unterhaltung darbot? Draußen heulte der Schneesturm, daß Niemand aus der Thür zu treten wagte, die Luft war schneidend kalt und trotz des fortwährend prasselnden Feuers im Ofen froren die Fenster selbst am Tage zu.

Und die Beköstigung! Ein trostloseres Einerlei war den Reisenden noch niemals vorgekommen. Die unvermeidliche Reissuppe, das Leibessen aller Lombarden, kam Mittags und Abends auf den Tisch mit der schmutzigen Tischwäsche, aber selbst die gebratene Leber, die doch in jedem schlechtesten Dorfe in der lombardischen Ebene zu haben ist, fehlte in dieser Alpenhöhe. Der Mensch ist aber nun einmal so wunderlich geartet, daß, wenn die Gelüste des Gaumens gar keine Befriedigung mehr finden, der Humor sich gewöhnlich sehr bald zu verflüchtigen beginnt.

Zu große Langeweile macht indeß bisweilen eben so erfinderisch wie die Verzweiflung. Ein junger Mann, der sein hellbraunes Haar ziemlich lang, den vollen Bart wohl gepflegt trug und den nach Pariser Modevorschrift zugeschnittenen Rock mit einem weiten faltigen Ueberwurf von schwarzem Wollensammt vertauscht hatte, ging von einem Fenster zum andern und suchte mit seinen klaren hellen Augen überall in der grauen Luft nach einem Gegenstande, der ihn fesseln und Beschäfgung gewähren möchte.

Ludwig Versmissen war Maler, hatte bereits einige Jahre an verschiedenen Orten Italiens seinen Studien obgelegen und wollte jetzt die Heimath auf einige Monate besuchen, um die ihm zugefallene Erbschaft einer verstorbenen Tante, seiner Pathe, in Empfang zu neh-

men. So angenehm dem jungen strebsamen Manne die Veranlassung zur Rückkehr in die Heimath war, so wenig gefiel ihm der erste Gruß des Nordens auf den Höhen des Monte Stelvio. Die letzten Tage schon war er stiller geworden, und als beim Eintritt in's Valtelin die kalten Winde Regen- und Schneeschauer ihm entgegensendeten, hatte er seinen schwarzen römischen Filzhut tiefer in die Stirn gedrückt und diese in die verdrießlichsten Falten gezogen.

Um die qualvolle Langeweile doch einigermaßen abzukürzen, griff Ludwig Versmissen in einem Augenblicke, wo seine Mitreisenden verzweiflungsvoll in einem kurzen Mittagsschläfchen Vergessenheit der widerwärtigen Gegenwart suchten, zu seiner Mappe. Ein Lächeln überflog sein offenes frisches Gesicht, wie er die Stellung der einzelnen Schläfer überblickte, und es leuchtete ihm sofort ein, daß die Skizzirung derselben als Gruppe den Vorwurf zu einem ganz artigen Genrebild geben werde.

Ohne Zaudern machte sich Versmissen an die Arbeit, wobei ihm die muntere Laune, der frohe Jugendmuth wiederkehrte.

Im Eifer des Zeichnens bemerkte er nicht, daß der verwitterte alte österreichische Oberst, der unterwegs entsetzlich geschimpft und geflucht hatte über die Habgier der Postillone, die ihre Trinkgelder stets nach der Zahl

der vorgespannten Pferde und, wo sie es bieten könnten, auch nach den in der Kalesche befindlichen Personen zu berechnen pflegten, erwachte, einige Sekunden den zeichnenden Maler still beobachtete, und dann sich schnell, aber geräuschlos erhob, seine ungarische Bunda enger zusammennahm und auf den Zehen dem Künstler sich näherte.

Ludwig machte einen übertrieben starken Drucker in das Conterfei des jungen Mädchens, das mit über dem Busen gekreuzten Armen sanft eingeschlummert war und die blendend weißen Zähne zwischen den halb offnen, rosig rothen Lippen zeigte, als er den verwunderten Ausruf des Oberst und dessen beliebten Fluch hörte, der ihm geläufiger war, als jede andere Redensart.

„Sie Sackerlother, Sie, ich glaub', Sie haben mich leibhaftig abconterfeit!“ rief er aus. „Aber geschmeichelt bin i halt nit,“ setzte er hinzu, sich den dünnen grauen Schnurrbart streichend. „I schau halt aus auf dem Papierl Ihrigen, wie wenn i einen recht dummen Rekruten, der mich schon zwanzig Mal geärgert hat, mit einem Dictando von Fünfundzwanzig zur Raison bringen laß'. Können 'S mich halt nit besser malen, daß i mir doch vorkomm' wie ein vernünftiger Mensch, nit wie so 'ne verwilderte zerzaus'te Krautscheuche, der selbst die Krähen kaum die Augen auspicken würden?“

Versmissen hatte sich schon gefaßt. Er bat seiner Dreistigkeit wegen um Entschuldigung, sagte, daß er nur Zerstreuung gesucht und Aehnlichkeiten in seiner Skizze gar nicht beabsichtigt habe, und wollte das kaum halbfertige Blatt in seine Mappe legen.

„Nix da, Herr Michel Angelo oder wie Sie sonst heißen!" rief der österreichische Oberst. „Sie haben's faustdick hinter den Ohren, wie bei mir daham die Topfbinder. Euch Künstler lernt man nit auskennen! — Aber es soll halt nix thun. Spitzen S' Ihre Bleifeder wieder an und fahren S' fort. Das rothschnäblige Mädel dort in der Ofenkant, das eben mit einem spaßigen Traumbildl spielen muß, das haben S' doch ganz gut g'troffen, bis auf die Schmarre dort an der runden Wang', die ich mit meinem ungarischen Fluch hineingehauen! Wann's fertig sein wird, sollen's die Andern auch begucken, und wenn's gefällt, wollen wir es verauctioniren. Das giebt a Spaß ab und a Zeitvertreib, und wem's Glück den Treffer in die Hand spielt, der behält immer ein lieb's Andenken an die langweilige Zeit in Santa Maria!"

Der Oberst sprach mit Absicht laut genug, um die andern an den Wänden lehnenden und noch schlummernden Reisegefährten ebenfalls aufzuwecken. Ludwig Versmissen war genöthigt fortzuzeichnen und zwar um-

standen von Allen, die sich mehr oder weniger gut getroffen auf der Skizze wieder erkannten.

Dies Intermezzo ward wider Erwarten ein Bindemittel für Alle, und hätte wirklich der Eine oder der Andere der Situation wegen, die ihm des geschickten Malers Griffel anzuweisen für gut fand, diesem gegrollt, so würde die Belebung der Geister, welche unbedingt der Zeichnung Versmissens zugeschrieben werden mußte, eine solche Verstimmung schnell wieder verscheucht haben. Die heitere Skizze, welche nun von Ludwig mit Behagen und unter fortwährend drolligen Bemerkungen des grundhäßlichen Oberst, dessen Züge durch ein paar Striche Geist und originellen Ausdruck erhielten, vollends ausgeführt wurde, gab Anlaß zu allgemeiner Unterhaltung.

Unter den Reisenden befand sich auch ein junger Geistlicher, welchen Rock und Hut als Jesuit kennzeichneten; dieser war so schweigsam gewesen, daß man ihn für stumm hätte halten können. Ludwig Versmissen erlaubte sich, diesen Repräsentanten des geistlichen Standes etwas sehr willkürlich in einen wohlbeleibten Kapuziner mit runden Backen und großer Nase zu verwandeln. So pflanzte er ihn neben den Ofen, gab ihm den Rosenkranz in die Hand und legte ihm ein junges Kätzchen auf den Schooß, das seine Sammetpfötchen spielend nach den Kugeln des Rosenkranzes

ausstreckte. Von dem Jesuiten, welcher das Motiv zur Schöpfung des Malers hergab, war nichts übrig geblieben, als die Aehnlichkeit des Gesichtsausdruckes in den Zügen des selig schlafenden Mönches.

Während nun der feine geistliche Herr das Bild aufmerksam betrachtete und das junge Mädchen wohlgefällig lächelnd bemerkte, sie selbst komme sich recht ähnlich vor, fügte sie ohne alle Absicht hinzu:

„Aber wo in aller Welt haben Sie denn den lächerlichen Mönch in seiner Kutte hergeholt? Sollte er sich etwa draußen in der Küche bei dem schnurrbärtigen Gensd'armen aufgehalten haben, dessen ganzes Geschäft im Weintrinken und Grinsen zu bestehen scheint?"

„O nein, mein Fräulein," bemerkte darauf der Jesuit mit klugem Lächeln. „Unser geschickter Künstler, der seine Zeit im Lande der Kunst und des ewig Schönen gut benutzt zu haben scheint, hat sich nur die Erlaubniß genommen, mich ein klein wenig Grau in Grau zu zeichnen. Der Maler, der Poet hat das Recht zu solchen Ausschreitungen der Phantasie, um sein Gemälde oder Gedicht gefälliger dadurch abzurunden, nur wenn die Welt ohne Beruf in die Fußstapfen der Kunst oder Dichtung tritt, läßt sie sich zu etwas Unerlaubtem fortreißen, das bisweilen straffällig werden kann."

Ludwig blickte auf und sah dem Sprechenden frei in's Gesicht.

„Sie lieben die Kunst?“ sagte er, ohne von den Bemerkungen des jungen Geistlichen sich betroffen zu zeigen.

„Ich liebe Kunst und Wissenschaft und freue mich immer, wenn ich bemerke, daß beide neue Bahnen einschlagen und die Menschheit dadurch der Vollendung immer näher führen. Freilich,“ fuhr er unter leichtem Lächeln fort, „die große Menge glaubt das nicht und wird sich auch schwerlich je eines Besseren belehren lassen. Für sie sind ganz besonders die Mitglieder des Ordens, dem ich anzugehören das unverdiente Glück habe, die Vertreter des Bösen auf Erden. Und obwohl wir uns mit vollem Recht nach Dem nennen, der unser Aller Vorbild bleiben wird bis an's Ende der Tage, stempelt man uns willkürlich doch zu Kindern des Satans.“

Der österreichische Oberst räusperte sich verlegen, da ihm diese Wendung des Gespräches nicht gefiel. Obwohl gut katholisch gesinnt, war er doch kein Verehrer der Priester, deren Hang zum Herrschen seine Eifersucht reizte. Er pflegte häufig, wenn von dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit die Rede war, in den Stoßseufzer auszubrechen:

„Das ist eben halt ein Unglück und bringt Oesterreich nimmer von der Stelle, daß die alten Kapuzen

immer von Neuem schlecht machen, was der Sabel lang' schon gut gemacht hat!"

Dem Maler dagegen gefiel die Aeußerung des Jesuiten und erweckte in ihm ein gewisses Wohlwollen für denselben.

„Mehr oder weniger ergeht es jedem Stande wie Ihnen, Herr —"

„Eustachius," fiel der Geistliche ein, da er bemerkte, daß Versmissen seinen Namen nicht kannte.

„Die Menge fällt immer Urtheile in Bausch und Bogen, Herr Eustachius," fuhr er fort, „und diese können nicht anders als ungerecht ausfallen. Ganz ohne Schuld aber ist doch Ihr Orden nicht."

„Können Sie das beweisen?"

„Wenn hier der Ort dazu wäre, gewiß! Ich habe während der letzten Jahre Beobachtungen und Erfahrungen gemacht, die mir von großem Werthe sind, und ich glaube, ein wenig kenne ich auch Ihren Orden."

Die Antwort des jungen Priesters beschränkte sich blos auf einen langen Blick, den er auf Ludwig Versmissen heftete.

„Waren Sie auch in Rom?" fragte er dann, die Entgegnung des Malers umgehend.

„Gerade in Rom bin ich einigermaßen sehend und wissend geworden," erwiderte Versmissen.

„Sie sind Protestant?“

„Durch und durch,“ sagte der Maler mit gewinnender Offenheit, „und zwar einer von der ächten lutherischen Sorte! Mich hat Rom gefesselt, oft berauscht und entzückt, bezaubern und verführen aber konnte es mich nie.“

„Sie sprechen von dem alten Rom mit seinen Kunstschätzen?“ fragte der Jesuit, seinen Blick von vorhin wiederholend.

„Von dem Rom der Kunst und Geschichte, wie von dem Rom der Kirche.“

„Dann hätten Sie es gerade jetzt nicht verlassen sollen,“ meinte Eustachius. „Der Umschwung, welcher seit dem Tode Gregors XVI. in Rom eingetreten ist, müßte, sollte ich denken, Sie ganz besonders interessiren.“

„Hoffentlich kann ich bald wieder dahin zurückkehren,“ versetzte Ludwig Bersmissen. „Die Geschäfte, welche mich in meine Heimath, nach dem poetischen Pommern rufen, lassen sich während des Winters wohl gemächlich abwickeln. Geschieht dies, so schnüre ich zum Frühjahr abermals mein Bündel und ziehe wieder südwärts. Mir ist Rom so lieb geworden, daß ich gern mein ganzes noch übriges Leben daselbst zu-

bringen möchte. Selbst der politische Druck, unter welchem der Eingeborene leidet und über den er sich oft bitter beklagt, wird dem Fremden weniger fühlbar, wenn er sich nicht etwa direct in die innern Angelegenheiten des römischen Staates mischt, die ihn doch eigentlich eben so wenig angehen, als sie ihm bekannt genug sind, um sie ohne Voreingenommenheit beurtheilen zu können."

„Sie theilen also doch die Einsicht aller Feinde der Kirche, daß die Staaten des heiligen Vaters, das unveräußerliche Patrimonium des Apostels Petrus, schlecht regiert seien?"

„Die *Feinde* der Kirche, Herr Eustachius, stellen diese Behauptung nicht auf," entgegnete der Maler. „Diejenigen, welche das Priesterregiment unter Gregor XVI. vielfach tadelten, waren bekannt als *Freunde* der Kirche."

Der Jesuit lächelte.

„Nun, wenn dem so ist," sprach er, „muß ja gegenwärtig das Leben in Rom diesen *Freunden* der Kirche besser als früher gefallen. Das Regiment nimmt seit einigen Monaten eine mehr weltliche Farbe an. Man hört die freisinnigsten Aeußerungen in der Gesellschaft, auf der Straße, und wenn es für den Inhaber des Stuhles Petri in unserer Zeit schicklich wäre,

zu Pferde zu steigen und sich so dem Volke zu zeigen, würde die Welt von Heute das merkwürdige Schauspiel erleben, daß der Nachfolger Gregors XVI. einen Triumphzug durch die Straßen der ewigen Stadt hielte, wie ihn prächtiger, geräuschvoller und begeisterter kein siegreich heimkehrender Feldherr unter dem weltbeherrschenden Rom der Kaiserzeit je gehalten haben dürfte."

„Ich möcht' halt doch alleweile in Rom sein," meinte der österreichische Oberst. „Ein Papst, dem alles Volk zujauchzt, ist eine Rarität, für die man einen besondern Schrank erfinden müßt', um sie hineinzustecken, wenn's halt wieder einmal ein End' hat."

„Wohl wahr, wenn es ein Ende hat!" sprach Eustachius, die Augen zum Himmel aufschlagend. „Und ein Ende wird es eines Tages haben, ein Ende mit Schrecken!"

Er wollte noch weiter sprechen, als das fern hertönende Geschmetter eines Posthornes und ununterbrochenes Peitschengeknall der Gesellschaft in Santa Maria die Ankunft der längst erwarteten Post aus Mailand verkündigte. Es war dies ein Ereigniß, das der bisherigen Unterhaltung sofort ein Ende machte. Die harrenden Reisenden eilten an die Fenster, von

denen aus sie denn auch bald die schwere mit acht Pferden bespannte Postkutsche erblickten. Einige Minuten später stiegen die Passagiere aus, und in Santa Maria gab es neues bewegtes Leben.

Zweites Kapitel.

Im Postwagen.

Die neuen Ankömmlinge schienen sammt und sonders schlecht gelaunt zu sein, was sich aus der übeln Witterung erklären ließ. Es waren lauter Herren, von denen Einige dem Handelsstande angehörten. Diese begnügten sich mit einer kurzen Begrüßung der zeitweiligen Bewohner von Santa Maria und verfielen dann in eine Art Apathie, die sie auch nicht wieder verließ.

Nur ein junger Militair und ein Mann in den mittleren Jahren zeigten Lust und Drang, mit den übrigen Reisenden Bekanntschaft machen zu wollen. Beide sprachen reines, scharfes Hochdeutsch, und man erfuhr bald, daß es Landsleute aus dem Norden Deutschlands seien, von denen der Militair schon seit mehreren Jahren in österreichischen Diensten stand. Er hatte Urlaub genommen, um seine Angehörigen zu besuchen, bei de=

nen er bis nach Neujahr zu verweilen gedachte. Sein älterer Begleiter machte den Eindruck eines Gelehrten, der zu seinem Vergnügen reis't.

„Ich weiß doch nicht, wie gewisse Leute es anfangen, um in dem Lande, dessen Grenze wir nunmehr erreicht haben, Alles so wunderbar herrlich, erhaben, göttlich zu finden," sagte der Letztere zu dem Militair, ein, wie es schien, eben abgebrochenes Gespräch wieder aufnehmend. „Ich glaube doch ziemlich vorurtheilsfrei zu sein und auch einen offenen Sinn für alles Schöne in Kunst und Natur zu haben, wenn mir aber in diesem Augenblicke Jemand das Anerbieten machte, er wolle die Kosten einer nochmaligen mehrere Monate dauernden Reise durch das gepriesene Land da Unten tragen, würde ich ein solches Anerbieten mit größter Entschiedenheit ausschlagen."

„Herr Nicolai hat Ihnen den Geschmack an dem schönen Lande verdorben," meinte der junge Militair. „Sie hätten das Buch nicht lesen sollen, auch nicht, um sich die Langeweile der letzten allerdings sehr bösen Tage zu vertreiben."

„Sie verkennen mich ganz und gar, Herr Graf," erwiderte der Vorige, „wenn Sie glauben, die kleinen Unbequemlichkeiten, denen man auf Reisen immer begegnet, nur daß sie mit den Ländern und Nationalitäten die Form wechseln, könnten mich verstimmen oder

mich ungerecht machen gegen das Land, dem so viele Herzen sehnsuchtsvoll entgegenschlagen. Mit einem Kauze solchen Schlages bin ich zufälligerweise in Florenz zusammengetroffen. Der wunderliche Mann, der sonst ein ganz angenehmer Gesellschafter war, und durch seinen schlagenden Witz wahrhaft brillirte, hat mich oft durch seine Lamentationen amusirt. Er behauptete, der gute Nicolai gehe noch viel zu glimpflich mit Land und Volk um, Eins sei des Andern werth, und schiene die Sonne nicht so schön warm, wäre der Himmel nicht blau und die Färbung der Luft so mannichfaltig und bisweilen wirklich fesselnd, könne ein an Reinlichkeit und ehrliches, solides Wesen von Jugend auf gewöhnter Mensch keine acht Tage in diesem Dorado aller Künstler, Dichter und unzurechnungsfähiger Enthusiasten leben. Ihn persönlich brächten keine hundert Pferde mehr über die Alpen, wenn er sie erst einmal glücklich werde im Rücken haben."

„Was denn aber verstimmt Sie dann so, Herr Grevenhusen?" sagte der junge Officier.

„Die Stimmung, bester Graf, die Stimmung, die ich überall da Unten gefunden habe, von der Meerenge von Messina bis zu dem Felsenneste, das die Italiener Bormio, wir Deutschen aber Worms nennen!"

Grevenhusen hatte diese Worte bedachtsam und sehr

ernst gesprochen, und machte dadurch die übrigen Bewohner Santa Maria's aufmerksam. Der Maler Versmissen, der nochmals zur Feder gegriffen hatte, fuhr förmlich zusammen, und der junge Ordensgeistliche, der sich das nil admirari bereits als Lebensregel angeeignet hatte, heftete seinen ruhigen Blick auf den Sprechenden, als sei er begierig, zu hören, wie er sich weiter über diese Aeußerung werde vernehmen lassen.

„Legen Sie auf das, was man Volksstimmung nennt, so großes Gewicht?“ fragte Graf Benninghausen. „Ich habe mich niemals darum bekümmert.“

Grevenhusen zuckte die Achseln.

„Sie haben viele Genossen, Herr Graf,“ versetzte er, „gerade das aber ist's, was ich und mit mir alle ruhigen Beobachter der geistigen Zeitströmung tief bedauern. Es läßt sich kaum begreifen, wie so viele gebildete, kluge, ja geistreiche Menschen nur deshalb, weil sie selbst in glücklichen Verhältnissen leben, die Zuckungen nicht fühlen, von denen alle Länder und Völker schon seit längerer Zeit heimgesucht werden. Entweder sind diese Sorglosen wirklich mit Blindheit geschlagen oder sie wollen nicht sehen und hören, um sich nicht aus ihrer behaglichen Ruhe aufrütteln zu lassen. Seit einer Reihe von Jahren schon hat sich allerwärts eine Menge Zündstoff angesammelt, der leicht explodiren kann, ehe man es vermuthet. Glauben Sie, daß die

vielen gelungenen und mißlungenen Aufstandsversuche bald da bald dort nur das Ergebniß launenhafter Einfälle der großen, unzurechnungsfähigen Menge sind? Oder meinen Sie etwa, die Zugeständnisse, durch welche die Regierungen den weit aufgerissenen Mund der Unzufriedenen bisweilen stopfen, werden das Uebel wirklich beseitigen? Wohin Sie blicken, lieber Herr Graf, überall bemerken Sie mehr Uebelstände, als gute, gesunde und auf die Dauer berechnete Institutionen. Am allertraurigsten in dieser Beziehung sieht es aber in dem Lande aus, das wir eben verlassen haben. Da weht ein heißer erstickender Scirocco, auch wenn es schneit und Eis friert, und wie schwer diese schwüle Stickluft auf dem Volke lastet, das habe ich nirgends mehr bemerkt, als in Rom, in der Residenz des Papstes, wo man doch das Paradies auf Erden oder wenigstens einen Abglanz des Friedens finden sollte, den sonst die Welt eigentlich nicht zu geben pflegt."

Ludwig Versmissen, der alte österreichische Oberst und der junge Ordensgeistliche hatten sich während dieser Auseinandersetzung des neu angekommenen Reisenden diesem und seinem Begleiter genähert. Das junge, frische Mädchen lehnte an der Seite ihrer sehr ermüdeten Mutter, ließ aber ihre großen klaren Augen mit erwartungsvoller Neugierde auf dem Fremden ruhen, den der Graf Grevenhusen nannte. Die übrigen

Reisenden schliefen oder stellten sich wenigstens schlafend.

„Völker sind nie ganz zufrieden," sagte Graf Benninghausen, „aber sie jubeln und werfen unter Vivatschreien jedem Narren Kußhände zu, wenn er ihnen von Zeit zu Zeit Brod und Spectakel gibt. Panem et Circenses wollte das römische Volk immer, mochte es nun von Consuln, von Tribunen, von Königen oder Kaisern regiert werden, und da Volkseigenthümlichkeiten und Volksfehler sich eben so consequent von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert forterben, wie gute und schlechte Eigenschaften in Familien, so wird es vermuthlich jetzt, obwohl schon seit über tausend Jahren Päpste es regieren, den alten Adam doch noch immer nicht ganz ausgezogen haben."

„Es mag Wahrheit in Ihren Worten liegen," erwiderte Grevenhusen, „dennoch kann ich Ihnen nicht Recht geben. Haben Sie schon in einem Staate gelebt, der nur von Priestern regiert wird?"

Der Graf verneinte, indem er scherzend hinzufügte: „Eigentlich bin ich immer der Meinung gewesen, es müsse ein solcher Staat der Idee des vollkommenen Staates am nächsten kommen. Priester sind ja Diener Gottes; sie verkündigen Gottes Wort; sie halten darauf, daß es stets rein und lauter gelehrt wird, mithin sollte ich meinen, müsse ein Staat, in welchem das Regiment

in Priesterhand liegt, beinahe so gut sein, als führe Gott selber das Präsidium im Staatsrath."

„Es sollte das so sein, aber es ist nicht so!" sagte mit scharfem Nachdruck Grevenhusen.

„Sie entschuldigen eine Frage, mit der ich Ihr höchst interessantes Gespräch unterbreche," fiel hier der Maler Versmissen ein. „Lebten Sie längere Zeit im Kirchenstaate?"

„Ein volles Triennium," sagte Grevenhusen gelassen, sein Auge dem jungen Manne zukehrend, „und — fügte er hinzu — irre ich nicht, so müssen wir uns irgendwo schon einmal begegnet sein."

„Im Thal der Aquäducten hinter Tivoli!" rief Versmissen erfreut aus, dem besonnen sprechenden Herren zutraulich die Hand reichend. „Es war in den erste Novembertagen vorigen Jahres. Die Milde der Luft und ihre wunderbare Durchsichtigkeit lockten mich mit noch zwei Freunden noch dem Tibur der Alten, um einige Ansichten in der gesättigten Farbenpracht klaren Herbstwetters zu skizziren. Im Thal des Anio, auf der Straße nach Subiaco, wo die Bogen der alten Wasserleitung vom violetten Sabinergebirg quer durch die Landschaft fortziehen in so stiller Gegend, daß man kaum ein anderes Geräusch vernimmt, als das surrende Plätschern des Teverone und den melancholisch monotonen Gesang der Oliven ärndtenden Bauern am ge-

genüber liegenden Ufer des Flusses, stellten Sie sich hinter meinen aufgeschlagenen Feldstuhl und sahen mir eine Zeitlang zu. Ich wundere mich, daß wir uns seit jener flüchtigen Begegnung nicht wieder gesehen haben."

„Ich reis'te wenige Tage später nach Neapel ab, wo ich mich bis kurz vor dem Carneval aufhielt," versetzte Grevenhusen. „So erklärt sich unser Nichtwiederse= hen. Aber nicht wahr, junger Herr, Sie pflichten mir bei?"

Auf Ludwig Versmissens Antlitz zeigte sich eine fliegende Röthe. Er schüttelte sehr heftig den idealen Kopf und sagte:

„Nein, mein Herr, das thu' ich nicht, und werde es auch nie thun! Ich liebe Rom und ich wünschte nicht, daß es je anders würde!"

„Das wünsche ich auch nicht," sprach Grevenhusen, „was aber hat Rom, wie es ist, mit der Priesterschaft zu thun, die es regiert?"

„Rom ohne Klerus hört auf Rom zu sein!"

„Meinen Sie, ich wollte die Priester aus Rom ver= bannen?"

„Wenigstens möchten Sie ihren Einfluß geschmälert sehen!"

„Auch das nicht, junger Herr! Weshalb sollen Priester nicht gute Regenten sein können? Es kommt

bei jedem Regiment immer auf das Princip an, nach dem regiert wird."

„Und finden Sie dieses Princip nicht in den Regierungsmaximen des Kirchenstaates?"

„Wenn die Zeit nicht unbemerkt an Ihnen vorüberrauscht, gibt Ihnen die jüngste Vergangenheit Antwort auf diese Frage," sagte Grevenhusen. „Seit einigen Monaten weht eine andere Luft in der ewigen Stadt, erquickend aber ist sie doch nicht!"

„Haben Sie Dank für dieses Wort," fiel hier plötzlich Eustachius ein, Grevenhusen seine mädchenhaft kleine Hand bietend. „Ich höre, daß Sie trotz strenger Urtheile doch nicht verdammen, und es thut wohl, das Neue nicht blos deshalb für gut erklären zu hören, weil es neu ist."

Grevenhusen schlug die Hand des Ordensgeistlichen nicht aus, lehnte aber jeden Dank entschieden ab.

„Ich fürchte," sprach er, „Sie könnten Ihre Ansicht über mich bald modificiren, wenn Sie meine Gründe vernehmen."

„Ich lerne gern, und da man von Jedem lernen kann am meisten von Gegnern und Feinden, so würde ich um Fortsetzung dieses Gespräches bitten, gestattete uns dies die Zeit. Der Conducteur scheint Eile zu haben. Schon legt man frische Pferde vor den Wa-

gen und in wenigen Minuten wird das Posthorn uns abrufen."

„Die Post ist nicht besetzt," sagte der junge Officier. „Wenn also die Herren" — er deutete auf den Jesuiten, den Maler und aus kameradschaftlicher Courtoisie auch auf den alten verwitterten Oberst — „uns Gesellschaft im Interieur leisten wollen, könnten wir uns die Zeit in angenehmster Weise vertreiben Jene Stummen schlafen doch nur, und die Damen ziehen es wahrscheinlich vor, die bequemeren Plätze im Coupé neben dem Herrn Conducteur einzunehmen, der ein freundlicher und ungewöhnlich unterrichteter Italiener aus Wälsch-Tyrol ist."

„Baratom!" murmelte der Oberst in den Bart, seine widerlich riechende ungarische Bunda um die Schultern werfend. „Da knallen die Kerls schon. Wollt', ich säße in Botzen und rauchte gemüthlich meine Türkische."

Der Vorschlag des Grafen ward bereitwillig angenommen. Man half den beiden Damen, die gute und bequeme Plätze im Coupé erhielten, einsteigen, warf einen letzten Blick auf das Felsenlabyrinth mit seinen von Eis und Schnee starrenden Spitzen und Zinken, und sagte damit dem Lande Lebewohl, dessen herrliche Natur, dessen gerühmte Erzeugnisse der Kunst, dessen Wohl und Wehe Anlaß zu der Unterhaltung gegeben

hatte, auf deren Fortsetzung die Reisenden alle gespannt waren.

Auf der Höhe des Joches beugte sich Versmissen noch einmal aus dem niedergelassenen Fenster, warf den verschwindenden Dächern von Santa Maria eine Kußhand zu und hauchte in leisem Murmeltone in die eisige Luft hinein:

„Addio Italia! A rvedere!“

Der Wagen rollte auf der deutschen Seite abwärts den Schutzdächern zu, die über die Straße gebaut und mit schweren Steinen belastet sind, um Reisende gegen den vernichtenden Sturz der Lawinen zu sichern. Die Sonne brach durch die Wolken, enthüllte die Ortelesspitze in ihrer ganzen Pracht und verursachte ein Blinken, Glitzern, Glühen und Farbensprühen in den Klüften, Spalten, Höhlen und Flächen des gewaltigen Madatschgletschers, der bis tief in das Thal von Trafoi hinabreicht, daß sämmtliche Reisende von diesem wunderbaren Anblick einer großartigen Alpennatur in lautes Entzücken geriethen.

„Da haben wir ein Abbild deutscher Herrlichkeit,“ sagte Grevenhusen, sein Wort an den ihm gegenüber sitzenden Maler richtend. „Sie als Kenner werden mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß Italien in all seiner Herrlichkeit doch ein so grandioses Naturgemälde nicht aufzuweisen hat.“

„Ich möchte darauf erwidern, daß der Geschmack hier ganz allein entscheiden kann," versetzte Versmissen. „Ein Ausbruch des Vesuv, ein glühender Lavastrom, der einer ungeheuren Riesenschlange gleich durch die fruchtbarsten Gefilde sich wälzt, um endlich im Meere zu erlöschen, hält den Vergleich mit diesem Gletscher wohl aus. Sie dürfen nur ja nicht glauben, daß ich mein eigenes Vaterland auf Kosten Italiens herabsetzen will. Was mich hinüberzieht in den sonnigen Süden, das ist die Kunst, die nun einmal stets drüben über den Bergen besser gedeihen wird, als in der weniger durchsichtigen Atmosphäre unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes."

„Sie wollten von Ihren Erfahrungen sprechen, die Sie während Ihres Aufenthaltes in Italien gemacht haben," fiel jetzt der junge Ordensgeistliche ein, „und die Ihnen Stoff zu einigen Bemerkungen gaben, über die wir nähere Auskunft zu erhalten wünschten. Sie nannten die Luft, welche jetzt die Straßen der ewigen Stadt durchweht, unerquicklich und schienen doch nicht meiner Ansicht zu sein, als ich Ihnen beistimmte. Wie erklären Sie uns diesen Widerspruch?"

„Er liegt in unserer verschiedenartigen Anschauungsweise," entgegnete Grevenhusen. „Sie betrachten die Dinge mit den Augen des Priesters durch jene geschliffenen Gläser, mit denen Sie der Orden beschenkt hat,

dem Sie angehören, ich sehe mich auf einem Schauplatze, der vielleicht der merkwürdigste, großartigste und entsetzlichste auf der ganzen weiten Erde ist, mit dem Auge eines Protestanten oder, wenn Sie wollen, eines Ketzers um. Daß aber ein Mann, der sich selbst Ketzer nennt, die Dinge anders sieht, als ein Jesuit, der seinem Gelübde und seinen Obern treu ergeben ist, werden Sie gewiß nicht bestreiten wollen."

„Das ist noch sehr fraglich," erwiderte der Ordensgeistliche, „da es jedoch nicht in meiner Absicht liegt, mich in unfruchtbare Debatten zu verwickeln, sondern von Ihnen zu lernen, sehe ich davon ab. Die Frage aber: wie Sie die Dinge in Rom ansehen? müssen Sie mir wirklich beantworten, ehe wir uns trennen."

„Sie haben mich aus Rom vertrieben," sprach der ruhige Norddeutsche.

„Vertrieben?" rief Maler Versmissen aus. „Nein, jetzt begreife ich Sie auch nicht mehr!"

„Und ich bin Ihnen schon um Vieles näher gerückt," sagte der Jesuit. „Den Ketzer verjagt das neue Festgewand, das um die heilige Siebenhügelstadt flattert, und der gewissenhafte Sohn eines tiefsinnigen, den Schwächen des menschlichen Herzens entsprungenen Ordens flieht vor dem Prunk desselben, weil er weiß, daß er eines Tages verschießen und endlich in häßliche Fetzen zerfallen muß. Abermals eine Bestätigung des unum-

stößlich wahren Satzes, daß die Extreme sich immer und unter allen Umständen berühren!"

Diese Aeußerung kreuzte Grevenhusen mit der rasch hingeworfenen Frage:

„Kann der Papst sich irren?"

Der Ordensgeistliche erwiderte ohne Zaudern:

„Als Mensch gewiß, als oberster Priester der Kirche, so lange er treu bleibt den Beschlüssen der Concilien, welche unter dem Einflusse des heiligen Geistes gefaßt wurden, ist und bleibt er infallibel."

„Diese Antwort, die ich erwartet habe, bestätigt meine vorige Behauptung," fuhr Grevenhusen fort. „Sie bezeichnet scharf und genau den Punkt, wo unsere Anschauungsweise auf kirchlichem wie religiösem Gebiete stets auseinandergehen muß."

„Mir will das noch nicht einleuchten," sprach der Ordensgeistliche; „daß Sie als Protestant weder den Papst noch die Beschlüsse der Concilien sehr hoch halten, kann ich begreifen. Mich, den Gläubigen, dem der Geist der Kirche mehr gilt als der Geist der ganzen, vom heiligen Geist nicht erleuchteten Menschheit, irritirt dies nicht. Sie fanden eben, daß Rom neben dem merkwürdigsten auch der entsetzlichste Schauplatz auf Erden sei, und wenn ich nicht widerspreche, so unterschreibe ich deshalb doch nicht eine so paradoxe Be-

hauptung, weil ich mir sie von Ihrem Standpunkte aus sehr gut zu erklären vermag."

„Sollten Sie sich nicht vielleicht täuschen?" bemerkte Grevenhusen.

„Schwerlich," sagte der Jesuit. „Mir sind derartig klingende Aeußerungen nicht neu; wir hören sie oft und haben sie vielleicht viele tausend Mal schon gründlich widerlegt."

„Immer?" fragte der ruhige Norddeutsche.

„Immer!" wiederholte der junge Ordensgeistliche.

„Aber Sie wissen ja noch nicht, weshalb ich die ewige Stadt den entsetzlichsten Schauplatz der Erde nannte."

„Glauben Sie, daß es einer genaueren Erklärung bedarf, so bin ich bereit, diese anzuhören."

„Und mir wird es Vergnügen machen, sie zu geben," sagte Grevenhusen im ernsten Tone, die offene Dose, die ihm der junge Geistliche lächelnd präsentirte, mit höflichem Danke zurückweisend. Dann wandte er sich zu dem Maler und fuhr fort:

„Wahrscheinlich haben Sie, wie die Meisten, welche längere Zeit in Rom verweilen, sich den unvergleichlichen Genuß verschafft, in tiefer Nachtstille beim Schein des Vollmondes das Forum zu überschreiten und die imposanteste Ruine der Welt, das Colosseum zu besuchen. Wanderungen durch Rom sind immer lehrreich,

nur stumpfe oder ganz gleichgültige Menschen können in dieser wunderbaren Stadt leben, ohne immer von Neuem die tiefsten Anregungen zu erhalten. Reizbaren Naturen aber muß die fortwährende Aufregung, welche die tägliche Speise unseres Geistes in Rom ist, sogar gefährlich werden. Ich besaß einen Freund, den das grandiose Bild der Geschichte, das ihm aus jedem Palast, aus jedem zerbrochenen Säulenschaft, von den Kuppeln und Kreuzen der Kirchen, aus den Sarkophagen der Museen, aus den finstern Gewölben der Katakomben zuletzt in fratzenhafter Verzerrung angrinste, wahnsinnig machte."

„Baratom!" brummte der alte Oberst. „Gehe ich nicht nach Rom, obwohl ich lange hab' gewünscht, daß mich heiliger Vater soll segnen!"

„Noch gedenke ich mit Entsetzen der Stunde," fuhr Grevenhusen fort, „wo der Arme vor meinen Augen mitten im Colosseum zusammenbrach, die Hände hoch emporstreckte zum dunkeln Himmel mit seinen flimmernden Welten und die schrecklichen Worte in die lautlose Nacht hineinschrie: Satan, Du bist größer als Gott!"

„Um Vergebung," fiel der junge Ordensgeistliche ein, „Ihr Freund besaß wohl keinen sehr starken Geist? Oder er trug vielleicht von Jugend auf die Anlage zum Irrsinn mit sich herum, der nun, wie fast immer, ganz

plötzlich und ohne eine bestimmte Veranlassung zum Ausbruche kam."

„Anfangs vermuthete ich etwas Aehnliches," sagte Grevenhusen, „ich gewahrte aber sehr bald, daß ich mich irrte. Mein Freund war, von seiner nervösen Reizbarkeit abgesehen, ein durch und durch gebildeter Mann, der mit Vorliebe geschichtliche Studien trieb und gerade Behufs anzustellender historischer Forschungen nach Rom gegangen war. Dort, auf jenem geheiligten Boden glaubte er erst ganz den inneren geistigen Zusammenhang der Weltgeschichte zu begreifen und die Widersprüche sich erklären zu können, die gerade die gründlichsten Geschichtsstudien immer von Neuem wieder hervorrufen. Allein das Endresultat seines Strebens war ein ganz anderes. Der Eindruck Roms, seiner Vergangenheit, seiner Gegenwart zerrüttete den innern Halt seiner Gedankenwelt und stürzte ihn in unheilbaren Wahnsinn."

„Das Colosseum im Vollmondschein ist demnach für Personen mit schwachen Nerven ein verhängnißvoller Ort," sprach der Jesuit. „Das ist's doch wohl, was Sie sagen wollen, nicht wahr?

„Meinem Freunde ward es allerdings verhängnißvoll," fuhr Grevenhusen fort, „aber nur in Folge der Combinationen, die sich in seinem arbeitenden Geiste drängten. An demselben Tage waren wir in der Pe-

terskirche gewesen und hatten auch dem Vatican einen flüchtigen Besuch abgestattet. Als Historiker knüpfte mein Freund überall Betrachtungen an, die ihn nicht selten der Gegenwart ganz entrückten. Das Innere der Kathedrale mit ihrer Kuppel, mit den Grabmälern und Statuen so vieler Päpste, welch eine unermeßliche Fundgrube nie geahnter Gedanken ward sie für den grübelnden Freund der Geschichte! — „Das ist der Fels, auf den Christus gründen wollte seine Gemeinde!“ rief er wiederholt mit verklärtem Antlitze aus, so daß ich mich an den Gedanken eines Confessionswechsels gewöhnte, den ich für sehr wahrscheinlich hielt. Im Vatican ward er still und ein unheimlicher Ausdruck verwischte den Schimmer der Verklärung. Statt himmlischer Gewalten schienen irdische, dämonische von ihm Besitz zu nehmen. Erst als wir die Treppe aus den Loggien wieder hinab stiegen und in die Colonnaden eintraten, brach er in die Worte aus:

„Der Vatican vernichtet das Erdreich!“

„Das Wort eines Irrsinnigen!“ meinte der Jesuit.

„So scheint es,“ versetzte Grevenhusen, „aber es scheint auch wirklich nur so. Mein armer Freund hat in seines Irrsinns Aengsten, die ich später oft belauschte, nur das Urtheil ausgesprochen, das die Welt über den Vatican fällt.“

„In der That, diese Aufstellung ist neu,“ sprach der

Ordensgeistliche, „und eben deshalb mag ich Sie gern hören. Am Ende kommen Sie durch den Tiefsinn Ihres wahnsinnig gewordenen Freundes noch zu dem Schlusse, daß der Vatican die eigentliche Pflanzstätte alles Bösen sei?“

„Ich bin bescheidener,“ fuhr Grevenhusen fort, „darum begnüge ich mich auch mit der Behauptung, die ich als Ergebniß meines römischen Aufenthaltes mit zurücknehme in meine nordische Heimath, daß die Revolution auf geistigem wie politischem Gebiet ihre wahre Geburtsstätte in dem verschlossenen Innern des Vatican zu suchen hat, daß mithin die Revolution eine Tochter des Vatican genannt werden muß.“

Grevenhusen sprach die letzten Worte sehr langsam, mit eigenthümlichem Ausdruck. Sein Auge glänzte wie von innerm Feuer durchleuchtet, und da er sich gegen den jungen, mit großer Aufmerksamkeit zuhörenden Ordensgeistlichen verneigte, berührte er beinahe dessen Gesicht. Der Jesuit erfaßte mit krampfhafter Heftigkeit die Hand des Norddeutschen.

„Wären Sie nicht so ruhig, könnte man veranlaßt werden, Sie selbst für geistesirr zu halten,“ raunte er ihm in Eile zu.

„Ich könnte es werden, würde ich gezwungen, jetzt noch in Rom zu leben,“ erwiderte Grevenhusen. „Gott Lob, mein Freund ward nicht wahnsinnig! Ich habe

Ihnen nur eine interessante Geschichte mittheilen wollen, um Ihnen zu beweisen, wie man als Fremder, als Ketzer in der ewigen Stadt überall Geister umgehen sieht, und in tausend Verhüllungen die Gestalt der Nemesis durch die Straßen wandeln, vor Altären knieen, unter Ruinen weinen, fluchen und rasen hört. Meinen dem Wahnsinn verfallenen Freund, die peinigenden Gedanken meines eigenen Selbst, ließ ich zurück in Italien!.. Dort stören sie Niemand, sollten sie aber gelegentlich doch attrapirt werden von den wachsamen Hütern jener Burg des katholischen Geistes, so wird ein rascher Bann sie ja eiligst verstummen machen!“

Der Ordensgeistliche antwortete nicht. Er tastete nach dem Crucifix am Gürtel seines Kleides und rückte von dem sonderbaren Ketzer etwas zurück, als fürchte er dessen Nähe, oder als bange ihm vor der Möglichkeit, daß er es doch vielleicht mit einem dem Wahnsinn Verfallenen zu thun haben könne.

Der alte Oberst brummte und wickelte sich fester in seine Bunda, der junge österreichische Officier aber half sich mit dem Shakespear'schen Ausrufe:

„Die Dinge so zu betrachten, heißt sie allzugenau betrachten! Und eigentlich, werther Herr, haben Sie doch nicht Recht! Grade bei Ihrer Art zu sein, zu denken, zu forschen, zu beobachten, mußten Sie jetzt in Rom bleiben, um Zeuge der Lösung zu werden, die sich die

Kirche unter dem Pontificat Pius IX. offenbar aufgegeben hat."

„Wenn Sie dies im Ernst behaupten, Herr Graf," entgegnete Grevenhusen, „so verkennen Sie das Wesen der katholischen Kirche und die Zwecke, welche dieselbe sogar gegen ihren Willen verfolgen muß. Mir war Rom ein höchst angenehmer Aufenthaltsort bis vor wenigen Wochen, jetzt könnte ich nicht mehr dort leben, ohne mit mir selbst, mit der Geschichte und mit Allem, was sie uns lehrt, in die traurigsten Conflicte zu gerathen. Der Fels, auf dem die katholische Kirche nach ihrem Dafürhalten ruht, muß unwandelbar feststehen im Brandungsstrudel aller Weltleidenschaften, aller Weltstürme, aller Weltgedanken! Das ist furchtbar, aber wahr, und eben weil mir die Furchtbarkeit dieser Wahrheit einleuchtet, nenne ich Rom den merkwürdigsten, großartigsten und — entsetzlichsten Schauplatz der Erde! Ich werde ihn meiden, bis der Fels wieder ganz still und fest steht... Das Rom stabiler Ruhe ist das schönste Asyl für bildungsbedürftige Geister, das Rom leidenschaftlicher Bewegung entfesselt die Dämonen der Nacht und könnte den Angstruf eines schwärmenden Geistes eines Tages zur Wahrheit machen: Satan, Du bist größer als Gott!"

Das Gespräch hatte eine zu ernste Wendung genommen, um es noch lange in dieser Weise fortsetzen zu

können. Es war daher Allen ganz angenehm, als das schmetternde Posthorn die Nähe von Trafoi verkündigte, das mit dichtbeschneiten Dächern kaum ein paar Steinwürfe weit entfernt vor ihnen lag.

Als die Post hielt und die Passagiere ihre Plätze verließen, entfernte sich der junge Ordensgeistliche mit höflichem, aber kühlem Gruße, nahm den Wirth der Station bei Seite, und ließ sich von diesem ein sehr bescheidenes Zimmer anweisen.

„Sollte der geistliche Herr hier bleiben wollen?" sagte der Graf zu Versmissen. „Viel besseres Quartier als in Santa Maria gibt es in Trafoi wohl auch nicht."

„Bemerkten Sie nicht, daß er ein Billet erbrach?" versetzte der Maler. „Ich konnte bisher den Ort seiner Bestimmung nicht erfahren. Wahrscheinlich wußte er ihn selbst nicht früher. Langweilen aber wird er sich nicht in der Einsamkeit; denn wenn er ehrlich sein will gegen sich und seine Obern, dürfte er ziemlich viel Notizen in sein Gedenkbuch zu verzeichnen haben."

Drittes Kapitel.

Reminiscenzen.

Als der Conducteur den Passagieren meldete, es sei zur Weiterreise Alles bereit, stellte sich Eustachius nicht wieder ein. Die Gesellschaft im Interieur des Postwagens bedauerte dies nicht, da nach dem stattgehabten Gespräche eine unbefangene Unterhaltung sich schwerlich würde haben anknüpfen lassen. Namentlich schien es dem alten Oberst ohne den Geistlichen viel besser als bisher in seiner Ecke zu behagen.

„Wann Sie nacher Wien kommen,“ sprach er zu Grevenhusen, seine spitzen Kniee seitwärts an den Wagenschlag drückend, um sein Gegenüber nicht zu incommodiren, „werden S' halt a Bissel g'scheidt sein müssen, von wegen der Schatten! Ich bin ein gerader, ehrlicher Soldat, Baratom, aber das muß ich sagen: lieber noch schlaf' ich mit einem Kroaten zusammen, als mit einer Kutten! — Taugt nix,' wir wissen's Alle,

aber 's thut's halt nimmermehr, daß man anders werden kann! Wann die kaiserliche Armee noch dreimal stärker und tapferer wär', als sie ist, und noch mehr Silberzwanziger in Italien vermahlen könnt', vor der dümmsten Kutten müßt' sie doch den schönsten Sabel senken! Man flucht halt drüber, aber's thut's halt nimmermehr!"

Grevenhusen erwiderte freundlich auf die wohlwollende Bemerkung des alten Haudegens, daß er für's Erste nicht Wien zu besuchen gedenke. „Mein altes Haus an der Küste wird, fürcht' ich, während meiner langen Abwesenheit stark baufällig geworden sein," setzte er hinzu. „Dort dürfte ich für einige Zeit genug zu thun finden, um manches jenseits der Alpen Erlebte zu vergessen. Später habe ich entfernte Verwandte und manchen Freund, den ich in den Zaubergärten der Hesperiden kennen lernte, zu besuchen. Sollten die Kutten Sie einmal gar zu sehr geniren, Herr Oberst, so flüchten Sie sich zu mir. Am Strande der Nordsee weht stets eine frische Luft, die Kopf und Lungen gut thut, wenn beide vom Qualm der Städte, der sich mit seinem beklemmenden Niederschlage in ihnen ablagert, matt und unthätig zu werden beginnen."

Der Oberst verbeugte sich dankend, indem er unzufrieden vor sich hinbrummte:

„Werd' ich nur halt kriegen keinen Urlaub nach

Deutschland! Der Kaiser gönnt uns lieber Mandeln und Feigen als a saftig Kälbernes, das sich fett gefressen hat im Grase an der Nordsee. — Verfluchte G'schicht' der Dienst, wenn's einem g'rad 'mal einfallen will, auf a Stund' oder a paar Wochen sein eigener Herr zu sein!"

„Und wie steht es mit Ihnen, junger Herr?" sagte Grevenhusen zu Ludwig Versmissen. „Als Norddeutsche sind wir ja recht eigentliche Landsleute. Mein Haus ist zwar alt, auch baufällig, ein paar Zimmer indeß gibt es noch immer darin, die für nicht zu sehr verwöhnte Leute einen gemüthlichen Aufenthalt gewähren. Sein Sie also mein Gast auf einige Zeit! Dann wollen wir, dem Rauschen der Brandung zuhörend, die an unsere Deiche klopft, der verlebten Tage im schönen Süden gedenken, und die etwaigen Lücken, die inzwischen in unserm Gedächtniß entstanden sind, durch gegenseitiges Ergänzen auszufüllen trachten."

Versmissen wäre gern auf einen so annehmbaren Vorschlag eingegangen, allein er hatte zuvörderst andere und wahrscheinlich zeitraubende Pflichtbesuche zu machen. Da die Antwort des jungen Malers weniger lebhaft und heiter lautete, als Grevenhusen erwartet hatte, fügte er hinzu:

„Sie scheinen schwer einen Entschluß fassen zu können."

„Nur weil ich durch Verhältnisse gebunden bin," versetzte Versmissen. „Wenn man nach jahrelanger Abwesenheit die Seinigen endlich einmal wieder sieht, macht Jeder Anspruch auf Beachtung, auch die sehr weit von der wahren Verwandtschaft Verschlagenen. Und nun erst Unsereiner! . . . Ich bin ein mit Vettern und Muhmen alten und jungen Schlages ziemlich reich gesegneter Mensch. Diese Alle erwarten mich mit Sehnsucht und sparen gewiß schon seit Wochen, um mich mit all der Würde empfangen und bewirthen zu können, die man einem so weit Gereis'ten schuldig ist. Bedenken Sie doch, mein werther Herr, ich bin aus Pommern, aus Hinterpommern gar! Meine älteste Muhme, Sybille mit Namen und von Aussehen, aber gut und brav wie eines Schulmeisters sparsame Hausfrau, kann's gewiß nicht begreifen, daß ich brieflich die Zusendung einer Gänsebrust nach Rom allen Ernstes ablehnte. Gänsebrust also und was sonst etwa noch in der Speisekammer meiner guten Sibylle Ohrdruf — ein sehr melodischer Name, nicht wahr? — vorhanden sein mag, muß ich gründlich durchkosten, ehe sie mich weiter ziehen läßt. Dann aber kommen die kleinen runden Bäschen mit rothen Wangen und stumpfen Näschen, und die derben Cousins, die sich in ihren Briefen wiederholt erkundigten, ob die Campagnolen denn gar nichts von Guano und dessen segensreichen Folgen wüßten! Ich

weiß jetzt schon — da hilft kein Maulspitzen — sie bringen das Gespräch gleich auf den Guano, und wenn ich ihrer Gunst und Achtung nicht ganz verlustig gehen will, muß ich mich einige Zeit in ihren Kuhställen verweilen, ihre neuen Futterkräuter loben, und so lange dicke und dünne Milch essen, bis ich ohne längere Tortur freiwillig das Bekenntniß ablege, daß ein Glas Montefiascone Essig ist gegen ein Glas frischer Milch aus dem glatten Euter einer pommerschen Kuh ächter Race."

Grevenhusen lachte herzlich, auch der alte Oberst verzog sein zerrissenes, vielfaltiges Gesicht zu lächelndem Grinsen, während der norddeutsche Graf die humoristisch gehaltene Schilderung des Malers wiederholt „magnifique" nannte.

„Gut denn," sagte Grevenhusen. „Erfüllen Sie alle Ihre Pflichten und Verpflichtungen, die Ihnen Verwandtschaft oder Pietät auferlegen, wenn Sie aber endlich mit gutem Gewissen sagen dürfen: ich that, was ich nicht lassen durfte; dann eilen Sie auf Flügeln des Gedankens in's Thal der Aquäducten hinter Tivoli, und Sie werden finden, daß ein Abstecher an die Küsten der Nordsee Ihrem zweiten Römerzuge vorangehen muß."

Ludwig Versmissen gab dem wohlwollenden Herrn seine Hand. „Wie ist es doch ewig schade," sagte er,

„daß Freunde gerade in ganz entgegengesetzter Richtung wohnen müssen! Ostwärts von meiner Heimath, wo die capitolinischen Vögel mit so classischer Liebe gepflegt und erzogen werden, wohnt ein entfernter Verwandter von mir, dem ich nicht vorübergehen darf. Vor zwei Jahren überraschte er mich eines Tages in meinem bescheidenen Atelier auf der Via Felice, und ich war, so oft es meine Zeit gestattete, sein Führer durch die interessanten Villen römischer Fürsten."

„Gehen Sie mit der Sonne, junger Freund," versetzte Grevenhusen, „so müssen Sie nothwendig zuletzt im Westen ankommen. Vor zwei Jahren?" wiederholte er dann. „Damals hielt ich mich ebenfalls einige Monate in Rom auf. Am Ende stoße ich abermals auf einen Bekannten."

„Sehr wahrscheinlich sind Sie dann mit meinem Cousin Mathias Grant in irgend einem Museum zusammengetroffen," sagte der Maler. „Obwohl seinem Berufe nach ein Industrieller, habe ich in ihm zu meiner großen Ueberraschung doch einen Mann kennen gelernt, dem die Kunst rein als solche etwas mehr ist, wie eine angenehme Spielerei. Grant hat wirklich künstlerische Anschauungen. Ginge es ihm nach, so würde er die Menschheit mehr durch künstlerische Ausbildung erziehen als durch Religion. In diesem Punkte gab es zuweilen heftige Plänkeleien zwischen uns, denn

mir ist kaum je ein Mensch von Geist und Wissen, von warmem Gefühl und edlem Streben begegnet, der gerade im Mittelpunkte der katholischen Welt ein so schonungslos hartes Urtheil über die katholische Kirche zu fällen gewagt hätte! Aber freilich, man muß ihn entschuldigen, wenn man sich in seine Lage versetzt. Er hat als eifriger Protestant eine katholische Gattin und ich glaube, seine Kinder sind ebenfalls katholisch."

„In der vaticanischen Bibliothek bin ich einige Male mit einem Grant zusammengetroffen," sagte Grevenhusen. „Es war ein Mann ungefähr von meiner Größe, mit hellen, scharfen Augen, stark blond von Haar, in seinem Wesen und Auftreten sehr gemessen, so daß er ganz den Eindruck eines englischen Gentleman machte. Dafür hielt ich ihn auch, bis ich seinen Begleiter, einen Geistlichen mit feinen Manieren, Deutsch mit ihm sprechen hörte."

„Es war mein Cousin!" rief der Maler, und der Geistliche, der ihn begleitete, wird schwerlich ein Anderer gewesen sein, als Pater Radom vom deutschen Collegium."

„Radom?" wiederholte Grevenhusen. „Den Namen habe ich in Rom häufig nennen hören! Und doch . . aber da besinne ich mich schon. Im Salon der deutschen Marquise war es, wo man stets von Pater Radom sprach."

„Der deutschen Marquise?“ sagte Versmissen. „Wer in Rom führt denn diesen wunderlichen Titel?“

„Kennen Sie die deutsche Marquise nicht?“

„Nicht einmal gehört habe ich von ihr!“

„Das ist ja sonderbar!“ rief Grevenhusen. „Als geborener Deutscher eine Zeitlang in Rom leben und die berühmten kleinen Abendcirkel der deutschen Marquise in dem kleinen Hause am Fuße des tarpejischen Felsen nicht besuchen, klingt beinahe eben so unglaublich, als Rom den Rücken zu kehren, ohne den Papst gesehen zu haben.“

„Wenn ich als Ignorant Ihnen gegenüberstehe, bin ich an diesem Nichtwissen doch vollkommen unschuldig,“ sagte der Maler. „Auch mein Cousin hat von dieser Dame niemals gesprochen, sowie alle meine Freunde ihrer mit keiner Sylbe jemals erwähnten. Wer ist sie denn eigentlich und was stellt sie vor?“

„Wer die deutsche Marquise ist, das weiß die kluge Dame wohl einzig und allein,“ erwiderte Grevenhusen, „was sie vorstellt oder vorstellen soll, dürfte dagegen Mehreren sehr genau bekannt sein. Geboren ward sie irgendwo im Norden Deutschlands. Wann, unter welchen Verhältnissen und in welchen Absichten sie nach Rom gekommen sein mag, darüber haben Alle, mit denen ich über diese interessante Dame sprach, nur Vermuthungen. Seit ziemlich einem Menschenalter lebt sie

in Rom, scheinbar zurückgezogen, eigentlich aber in engster Verbindung mit einer kaum zählbaren Menge bedeutender Persönlichkeiten. Es ist mir gesagt worden, daß jeder Deutsche, welcher Rom besucht, eine Einladung von ihr erhält, aber nur eine einzige. Sie will nicht zudringlich erscheinen, nicht lästig werden, wie ich aus ihrem eigenen Munde gehört habe. Und die deutsche Marquise nennt man sie, weil in ihrem Hause nur Deutsch gesprochen wird. Ich bin überzeugt, daß die hochbejahrte Dame vortrefflich Italienisch, wahrscheinlich auch Englisch und Französisch versteht, allein es ist Marotte von ihr, nur Deutsch Redende zu empfangen und um sich zu sehen. Seltsamerweise weicht die Marquise von diesem strengen Deutschthum nur in ihren Einladungen ab. Diese sind stets in italienischer Sprache abgefaßt, wie ich vermuthe, aus keinem andern Grunde, als weil sie, Gott mag wissen, wie lange schon einen italienischen Namen führt."

„Sie meinen doch nicht die Marchesa Castelcaccio?" sagte Versmissen.

„Haben Sie von dieser gehört?"

„Viel und Mancherlei."

„Gewiß fanden Sie eines Tages auch eine gedruckte Einladung von derselben vor."

„Die ich natürlich unbeachtet ließ," fiel der Maler ein, „theils, weil ich mich in so vornehmer Gesellschaft

schwerlich zu benehmen verstände und mich dadurch sehr genirt fühlen würde, theils, weil der Ruf dieser Dame ein zu national italienisches Gepräge trägt. Um Geschmack daran zu finden, bin ich, ehrlich gestanden, noch zu jung und — zu weniggebildet!"

Grevenhusen lä elte.

„Der Schein trügt nicht öfter, als Fama lügt," erwiderte er. „Der Marchesa Castelcaccio, in der sich wirklich meine deutsche Marquise verbirgt, sagt man viel Uebles nach. Dennoch ist sie viel besser als ihr Ruf, und es war nicht recht von Ihnen, junger Freund, daß Sie die von der merkwürdigen Dame erhaltene Einladung so ganz unbeachtet ließen. Ich, meines Theils, gestehe gern, daß ich gerade die Abende, welche ich bei der Marchesa verbrachte, zu den interessantesten meines ganzen Lebens zähle, ja, daß ich Rom erst vermißte, als die Thür des geschwärzten Hauses am Fuße des tarpejischen Felsen sich für immer hinter mir schloß. Sollte nach Ihrer Rückkehr in die ewige Stadt die Marchesa noch am Leben sein, so bitte ich, das Versäumte nachzuholen. Ich erlaube mir, Ihnen an die „ewige Deutsche," wie sie auch wohl bisweilen genannt wird, als Empfehlung einige Zeilen mitzugeben."

„Sie überhäufen mich mit Aufmerksamkeiten," sagte Ludwig Versmissen, „da Sie mich aber nun einmal neugierig gemacht haben, möchte ich doch jetzt schon etwas

Näheres über die Dame hören, damit ich mir ein ungefähres Bild von ihrem Sein und Wesen entwerfen kann. Wer ist die sonderbare Frau? Was hält sie seit so langen Jahren in Rom? Mir hat man die Marchesa von Castelcaccio immer nur als eine in jeder Hinsicht gefährliche Intriguantin und als eine fanatische Feindin aller Nichtkatholiken geschildert, Eigenschaften, die sich bei Convertiten häufig finden."

„Wie schon bemerkt," versetzte Grevenhusen, „ist die deutsche Marquise unsere Landsmännin. Es scheint ihr gelungen zu sein, ihren Geburtsort eben so gut wie ihren wirklichen Namen vor Jedermann geheim halten zu können. Männer, welche seit Jahren mit ihr verkehren, wollen in Erfahrung gebracht haben, daß sie zuerst als junge Wittwe unter dem Namen Radom auftrat, den sie jedoch sehr bald ablegte, indem sie den begüterten Marchese Castelcaccio heirathete. Erst kurz vor dieser ihrer zweiten Verheirathung trat sie zur katholischen Kirche über, ging dann mit ihrem Gatten auf Reisen, verweilte einige Zeit auf dessen in Calabrien gelegenen Besitzungen, und kam, nachdem sie unterwegs zum zweiten Male Wittwe geworden war, in tiefer Trauer nach Rom zurück. Seitdem ward sie fromm, lebte äußerst eingezogen, so daß sie für ganz verschollen gelten konnte, und soll sogar einige Jahre im Kloster zugebracht haben. Plötzlich zeigte sie sich dann wieder der Welt,

miethete das erwähnte Haus am tarpejischen Felsen und begann kleine Gesellschaften zu geben. Es ist gewiß, daß sie mit dem Klerus in engster Verbindung steht, und obwohl ich mich persönlich nur lobend über die greise, geistig aber noch ungewöhnlich regsame Dame äußern kann, theile ich doch die Ansicht derer, welche sie für ein sehr geschicktes Werkzeug der Propaganda halten."

„Die große Spinne am Capitol hörte ich die Marchesa einmal von einem Bekannten nennen, der sich ihrem Netze vielleicht etwas zu unvorsichtig genähert haben mochte," meinte Versmissen.

„Die Dame bemüht sich, Seelen anzuwerben," entgegnete Grevenhusen, „allein sie verschmäht — das haben mir Alle, die ich ihretwegen sprach, betheuert — jedes gewaltthätige Mittel."

„Weil sie die verführerischen mit größerem Geschick und mit besserem Erfolge zu handhaben versteht."

„Ich weiß es nicht, junger Freund."

„Ich auch nicht, werther Herr, wohl aber sind mir Fälle bekannt geworden, die ganz in die Politik der deutschen Marquise passen und die vielleicht doch nicht ohne ihr Wissen, ja ohne ihre Veranlassung sich zutrugen."

„Jedenfalls versteht unsere Landsmännin das Decorum meisterlich zu beobachten."

„Ein Jesuitengeneral in weiblichem Costüm," sagte

der junge Maler. „Sie verzeihen, werther Herr, wenn es mir schwer wird die Verehrung mit den Aeußerungen in Einklang zu bringen, durch welche Sie vor Kurzem den Ordensgeistlichen zum Schweigen brachten. Da Sie die Marchesa jetzt noch vermissen, müssen Sie in dem Hause derselben doch ungewöhnlich glückliche Stunden verlebt haben."

„Glückliche nicht, aber äußerst lehrreiche," sagte Grevenhusen. „Damit lös't sich auch die Verehrung, die Sie mir Schuld geben, von selbst in das einfache Bedürfniß jedes Gebildeten auf, seine Kenntnisse nach allen Seiten hin zu erweitern, Menschen zu studiren, sich selbst und Andere tiefer zu ergründen, und durch Rede und Gegenrede sich zu möglichster Klarheit aller Anschauungen durchzuarbeiten. Das Haus der deutschen Marquise bot Allen zu solchen geistigen Anregungen Gelegenheit."

„Demnach verläumdete also die öffentliche Meinung die Marchesa, wenn sie ihr so schlimme Dinge nachsagt, wie sie mir zu Ohren kamen, und als ehrlicher Deutscher wäre es meine Pflicht, dies Vorurtheil bekämpfen zu helfen."

„Die Marquise ist viel zu weltklug und viel zu erfahren, um etwas Derartiges zu verlangen," sagte Grevenhusen, „ich bin sogar überzeugt, daß sie es nicht einmal wünscht. Wäre es unserer Landsmännin um Osten-

tation zu thun, wie leicht könnte sie eine eben so hervorragende als glänzende Stellung in Rom einnehmen! Es liegt dies nicht in ihrer Absicht. Im Stillen wirken und dann und wann, möglicherweise auch oft, hören, daß ihr Streben erfolgreich ist, beglückt sie mehr, als alle Auszeichnungen oder laute Huldigungen, die man ihr darbringt."

„Alle Heuchler fischen im Trüben," meinte Versmissen, „und daß intriguante Geschöpfe die Worte der Schrift nicht sehr hoch halten, welche die Kürze im Reden empfiehlt, lehrt uns die profane wie die Kirchengeschichte."

„Nichtsdestoweniger lernen wir von dem Einen wie von dem Andern," versetzte Grevenhusen. „Wenn ich mir ein Urtheil über das geistliche Regiment, über den römischen Hof, über Papstthum und Klerus überhaupt zutrauen darf, so ist dieses Urtheil in den Cirkeln der deutschen Marquise zur Reife gediehen. Unter den Augen dieser merkwürdigen Frau, die wegen ihrer unbedingten Ergebenheit für die Kirche bei aller Klugheit und bewundernswürdiger Schärfe des Verstandes doch völlig blind war gegen die großen Fehler und Schwächen, welche durch das Priesterthum der Kirche wider Willen angeflogen sind, wurden von Laien und Priestern, im Beisein Gläubiger und Ungläubiger, Spötter, Skeptiker und philosophirender Kosmopolitiker die höch-

sten und heiligsten, wie die profansten weltlichen Dinge besprochen. Gerade weil die dort Zusammenkommenden wußten, daß Alle einander in Bezug auf Denk- und Begriffsfähigkeiten ebenbürtig seien, setzte auch der zurückhaltende Prälat bisweilen die Vorsicht aus den Augen. In Form eines Scherzes ward bald eine Schwäche scharf gerügt, bald ein sichtbar werdender Fehler gegeißelt. Niemals habe ich aus Priestermunde ein schonungsloseres Verdammungsurtheil über die hierarchische Politik des verstorbenen Papstes und seiner Rathgeber fällen hören, als in jenen zwanglosen Abendcirkeln. Und der Mann, dessen Mund dies vernichtende Urtheil lächelnd aussprach, war sogar ein bevorzugter Hausprälat des heiligen Vaters!"

„Und Sie blieben nicht in Rom!" rief abermals der junge Maler voll Staunen aus. „Gregor ist todt, Pius lebt, die Kirche in all ihren Gliedern will sich regeneriren, und Sie flüchten aus Rom, um nicht Zeuge dieser größten aller Weltbegebenheiten zu werden! Das begreife ich doch nicht, bester Herr, mögen Sie sagen, was Sie wollen!"

„Sie würden es begreifen, junger Freund, wenn Sie die Einladung der Marchesa Castelcaccio nicht so gering geachtet hätten," erwiderte Grevenhusen. „Weil ich Rom durch seine Beherrscher kenne, weil ich in ihre Gesinnungen tief eingeweiht bin, darum will ich

nicht mit Augen die Folgen der Regeneration sehen, welche der humane, aufgeklärte, wahrhaft christlich gesinnte Pius seit einigen Monaten mit so schönem Muthe und so großen Hoffnungen begonnen hat. Aber da liegt ja Prad," unterbrach er sich, das Fenster am Wagenschlage herablassend. „Dort in Eyrs scheiden sich unsere Wege. Sie gehen durch's Vintschgau nach Meran, wie ich schon in Santa Maria hörte, als das junge Mädchen über das Bild, das Sie entworfen hatten, mit Ihnen plauderte, mein Weg führt links in's Vorarlbergische. Die Tour den Rhein hinab ist für mich kürzer und angenehmer. Deshalb sage ich Ihnen jetzt Lebewohl! Bleiben Sie meiner Aufforderung und meiner Einladung eingedenk! Empfehlen Sie mich Herrn Mathias Grant, und sollte der wackere Mann sich meiner nicht gleich erinnern können, so nennen Sie nur den Namen Radom. Er wird dann sicherlich wissen, daß er mich gesprochen hat, und wohl auch des Inhaltes unserer Unterredung eingedenk sein. Gehen Sie aber nicht wieder über die Alpen, ohne von mir eine Empfehlung an die deutsche Marquise mitzunehmen! Ich gönne Ihnen, daß Sie mit eigenen Augen sehen, was ich weder sehen kann noch will. Sie sind jung; Sie bedürfen noch mannichfacher Erfahrungen, wenn sich auch einige unangenehme dazwischen einschleichen sollten. Ich fange bereits an bequem zu werden und habe außer-

dem um das Wohl einer Familie mich zu bekümmern, was immer mit allerhand kleinen und großen Sorgen verknüpft ist!“

Ludwig Versmissen konnte nicht umhin, sein Versprechen dem wohlwollenden Herrn von der Nordseeküste zu wiederholen. Man trennte sich auf's herzlichste, und den Maler schien es fast zu reuen, als er die Postkutsche die Straße nach Finstermünz fortrollen sah, während eine andere Kalesche für ihn, den alten Oberst und die beiden Damen zur Weiterfahrt durch's Vintschgau nach Meran in den Stand gesetzt ward.

Viertes Kapitel.

Geistige Luftströmungen.

Der Aufenthalt in Meran bot trotz der unvergleichlichen Lage der lebhaften Stadt im prächtigen Thal der Etsch so spät im Jahre doch keinen recht anmuthigen Aufenthalt mehr. Von den zahlreichen Gästen, welche schon im Frühjahr daselbst einzuziehen und bis in die kälter werdenden Tage des Herbstes zu bleiben pflegen, weilten nur Wenige noch in dem alterthümlichen Orte, um nach gebrauchter Traubencur noch einige Wochen lang die milden Lüfte, die so wohlthuend wirken, einzuathmen. Gerade diese gepriesenen Lüfte aber waren seit einigen Tagen auffallend rauh geworden. Aus welcher Himmelsgegend immer der Wind wehte, er blieb scharf und meist schneidend kalt. Selbst der sonnig gelegene Spaziergang auf dem hohen Uferdamm der Etsch ward selten, und immer nur auf Minuten besucht. Ringsum erglänzten die unübersehbaren Ketten

der Alpen in glitzerndem Schmuck des Winters. Nur der malerische Bergzug im Süden mit der hohen Mendelsspitze, dessen Formen bereits süditalienischen Charakter haben, war und blieb frei von allem Schnee.

Ludwig Versmissen begnügte sich mit einem Besuche des alten Schlosses Tyrol, wobei seine Reisegefährtinnen ihm Gesellschaft leisteten. Dann brach er nach Botzen auf, um über den Brenner Innspruck zu erreichen und von da zunächst nach München zu gehen. Das junge Mädchen mit ihrer Mutter, die aus Lucca, wo beide die berühmten Bäder gebraucht hatten, in ihre Heimath zurückkehrten, wohnten im Passeierthal, und als man sich zum letzten Male Lebewohl sagte, erfuhr der junge Maler, daß eine entfernte Anverwandte des berühmten Sandwirthes Andreas Hofer zwölf Tage lang seine Reisegefährtin gewesen sei.

„Baratom!“ brummte der alte Oberst, sich den grauen, dünnen Schnurrbart streichend, „war Andreas Hofer ein Mann, der hatte Herz auf rechter Stelle! — Schuftige G'schicht', daß ihn durften erschießen ungestraft die Feinde! — Sein Blut hilft mit düngen feindliche Erde, die uns gehört, und auf der für Kaiser doch statt Artischoken und Feigen blos wachsen Disteln und Nesseln! — Schönes Land, Lombardei, und doch sackrisch Quartier für kaiserliche Soldaten!“

Der Oberst blieb in Botzen, wo Geschäfte ihn fest-

hielten, und Versmissen mußte den Weg über den Brenner fast ganz allein zurücklegen, da die Passagiere, welche sich in Botzen zu ihm gesellten, zu keiner Unterhaltung zu bringen waren.

Eine bedeutende Anziehungskraft übte München auf den jungen Künstler aus. Hier fand er Vieles, was ihm Rom so lieb gemacht hatte, wieder. Er vermißte nur die schönere Natur, die Fülle und Mannichfaltigkeit der warmen Lufttöne, die stille, ernste Pracht der Gebäude und den wunderbaren Hauch der antiken Welt, der auch die neuesten Denkmäler der Kunst in der ewigen Stadt mit seinem Zauber umfächelt.

Das äußere Leben freilich gestaltete sich in München ganz anders als in Rom, und ohne die gemüthliche Herzlichkeit im Umgange mit Künstlern und Gesinnungsgenossen würde Versmissen sich schwerlich lange inmitten von Menschen wohl befunden haben, deren ganzer Lebenszweck nur im Biertrinken zu bestehen schien.

Den Kreisen jedoch, die sich dem gereis'ten Maler anschlossen, fehlte weder geistige Regsamkeit noch ideale Anschauung. Hier vergaß man über der Materie nie den Geist. Das Gespräch war immer belebt, anregend, oft weit mehr in die Tiefe gehend, als eigentlich beabsichtigt ward, und den vorzüglichsten Anlaß gerade zu solchen ernsteren gehaltreichen Gesprächen gab wieder der Umschwung der Dinge in Rom, dessen An-

fänge der junge Maler zum großen Theil mit erlebt hatte.

Das Urtheil über diese Vorgänge war auch in künstlerischen Kreisen je nach den Ansichten der Einzelnen ein sehr verschiedenes. Aeltere Personen, welche vor längeren Jahren Rom besuchten, neigten sich der auch von Ludwig Versmissen etwas zaghaft vertretenen Ansicht zu, daß mit diesen Neuerungen die Kunst leicht verlieren könne, weil in Folge der allgemeinen Aufregung, die sich des Volkes bemächtigt habe, nothwendig die Ruhe verloren gehen müsse, deren man weder bei der Schöpfung neuer noch bei der Betrachtung alter Kunstwerke entbehren könne. Von diesem Gesichtspunkte aus wünschten bejahrtere Kunstgenossen, es möge die durch ganz Europa bemerkbar werdende Bewegung, deren Urheber der Papst selbst sei, sich recht bald wieder legen.

Im Grunde regte sich dieser Wunsch bald schwächer, bald stärker wohl so ziemlich in der Brust aller Künstler, wenn auch Einzelne ihn nicht laut zu äußern wagten, weil sie dadurch mit sich selbst in Widerspruch gerathen mußten. Es waren dies meistentheils jüngere, freisinnige Männer, die alles Heil der Völker von einer politischen Wiedergeburt Europa's erwarteten und jedes Zeichen, das den Eintritt derselben anzudeuten schien, mit Aufmerksamkeit beobachteten. Diese Männer stan-

den plötzlich ganz rathlos da und starrten vor sich hin, als wandelten Geister an ihnen vorüber, sobald die Thatsache nicht mehr abzuläugnen war, daß der Papst mit dem ersten Segenswort vom Balcon des Quirinalischen Palastes herab die Stunde einer neuen Zeit, einer von Niemand geahnten Epoche in der Geschichte der Kirche verkündigt habe.

Mit diesen freisinnigen Denkern, denen die Kunst viel, aber doch nicht Alles galt, gerieth Ludwig Versmissen wiederholt in heftigen Disput. Er wollte in Rom nichts geändert wissen, dabei aber doch einen freisinnigen Papst auf dem Stuhle Petri haben, und da er in seiner harmlosen Kunstschwärmerei sich um die Masse des Volkes, das er für stark indolent hielt, nur wenig kümmerte, so blieben ihm die Gebrechen, die Mißbräuche in Verwaltung und Rechtspflege um so mehr völlig verborgen, als er sich auch nicht die geringste Mühe gegeben hatte, die melodische Sprache des Volkes, unter dem er nun schon Jahre lang lebte, wirklich zu verstehen und sprechen zu lernen. Der unablässige Umgang mit Landsleuten, deren es mehrere Hunderte in Rom gab, überhob den Lässigen, sprachliche Studien nicht Liebenden dieser Mühe.

Kurz vor Versmissens Aufbruche von München wurden verschiedene Fremde in die künstlerischen Kreise eingeführt. Einer von diesen, der sich O'Flaherty nannte

und damit allein schon als Irländer documentirte, machte sich rasch bei Allen beliebt durch die gute Laune und den derben, gesunden Humor, der ihm angeboren zu sein schien. Er sprach gebrochen Deutsch, wußte sich aber recht gut verständlich zu machen. Fehlte es ihm irgendwo an einem bezeichnenden Worte, so entnahm er den fehlenden Ausdruck bald dem Lateinischen, bald dem Englischen, bald der französischen oder italienischen Sprache. Ueberhaupt benahm sich O'Flaherty stets als Mann von Bildung. Er war Katholik, erzählte unaufgefordert, daß er früher Priester gewesen, sich aber später der Kirche entzogen habe, um seiner angeborenen Neigung für die Kunst ganz und ungestört leben zu können.

Ludwig Versmissen war der Einzige, der sich fast gar nicht mit dem sehr lebhaften und stets muntern Irländer unterhielt. Von Andern deshalb gewissermaßen zur Rede gesetzt, sagte er:

„Ich kann zu diesem Manne kein rechtes Vertrauen fassen."

Natürlich wollten seine Freunde, welche O'Flaherty als Gesellschafter gerade ganz ausgezeichnet fanden, den Grund von Versmissens Mißtrauen erfahren, worauf der Maler denn, heftig gedrängt, folgende Erklärung abgab:

„Mein Mißtrauen beruht vielleicht auf Einbildung, dennoch vermag ich es nicht sofort zu beseitigen. Eins steht indeß fest: entweder habe ich den Mann schon früher unter andern Umgebungen wiederholt gesehen oder er hat einen Bruder, meinetwegen auch einen Doppelgänger, der ihm frappant ähnlich sieht!“

Mehr konnten die Freunde nicht erfahren. Ludwig Versmissen wollte nicht sprechen. Er ward von dem ewigen Drängen zuletzt ungeduldig, und als er eines Abends in dem vertraulichen Kreise der Kunstgenossen nicht erschien, erfuhren diese, daß er München schon am frühen Morgen in aller Stille verlassen habe.

O'Flaherty bedauerte dies lebhaft, ohne aus seinem Charakter zu fallen. Er blieb heiter und humoristisch wie früher, erzählte von seinen vielen Reisen, die ihn bald nach Norden, bald nach Süden geführt hatten, und theilte zuletzt seinen aufmerksamen Zuhörern mit, daß er gegenwärtig Willens sei, sich auch Rom einmal anzusehen.

„Ich habe eine wahre Sehnsucht nach der ewigen Stadt,“ sagte er lächelnd. „Diese Sehnsucht erkläre ich mir einfach durch Sympathie.“

Die Umsitzenden lachten laut auf und begehrten zu wissen, wie man es eigentlich anfangen müsse, um durch Sympathie nach irgend etwas Sehnsucht zu bekommen.

„Wahrscheinlich bin ich wieder einmal unglücklich in der Wahl meiner Ausdrücke gewesen," fuhr O'Flaherty fort. „Ich habe geträumt, ich sei ein Delphin, schwimme direct von der Smaragdinsel die portugiesische Küste entlang nach der Straße von Gibraltar und so immer weiter, bis ich am Molo von Civitavecchia antreibe. Da kam ich mir vor wie ein Mensch, nur konnte ich leider wegen einer schrecklichen Schwere in den Beinen nicht gehen. Als ich nun näher zusah, merkte ich, daß ich Fesseln trug, die ganz so gestaltet waren, wie die Ketten der päpstlichen Galeerensclaven. Auch meine Kleidung glich auf ein Haar der Tracht jener Sträflinge. Diese Entdeckung ängstigte mich, und obwohl es mich große Mühe kostete, raffte ich mich doch auf und versuchte vorwärts zu streben. Da wurden die Ketten durch die Kraft meines bloßen Willens zu Fittichen, die mich leicht und schnell nach Rom trugen, wo ich mich, jetzt in der Gestalt eines mit der dreifachen Krone geschmückten Adlers, an den rauschenden Wassern der Fontana Trevi niederließ und mich tüchtig satt trank. Dadurch ward ich wieder Mensch, sogar Priester, und seit diesem guten Zuge, den mich der Traumgott aus jenem Zauberbrunnen Roms thun ließ, habe ich eine unwiderstehliche Sehnsucht, die ewige Stadt auch eines Tages mit meinen leiblichen Augen zu sehen."

Die Augen des Irländers leuchteten während dieser

Erzählung in eigenthümlichem Feuer, so daß er auf Einzelne einen fast unheimlichen Eindruck machte. Sie waren tief schwarz, und doch behauptete mehr als Einer, sie seien blau, ja zuweilen spielten sie sogar in's Graue. Dieser Farbenwechsel im Auge des Irländers, der in der That vorhanden sein mußte, wenn man nicht Viele für Thoren halten sollte, trug O'Flaherty in dem Kreise seiner engeren Bekannten den Scherznamen „irländisches Chamäleon“ ein.

Indeß schien O'Flaherty keine Eile zu haben. Er blieb trotz seiner Sehnsucht nach Rom ruhig in München, wo er bald die Pinakothek, bald die Glyptothek besuchte, stundenlang in der Basilica des heiligen Bonifacius weilte, die damals noch ihrer Vollendung harrte, ab und an auch in der Erzgießerei gesehen wurde. Erst nach Weihnachten erklärte er seinen Bekannten plötzlich, er könne es jetzt nicht länger mehr aushalten, wenn er nicht vor Sehnsucht ganz abmagern wolle. Scherzend nahm er Abschied von den [illegible] An-deten und Tags darauf ward er nicht mehr [illegible]ehen. Später erfuhr man, daß er wirklich nach Süden abgereis't war.

Um dieselbe Zeit ungefähr hatte Ludwig Versmissen seine Erbschaft erhoben. Vettern und Muhmen waren besucht worden, Jeder durfte den gereis'ten Künstler beliebig ausfragen, er gab immer, selbst auf die wun-

derlichsten Fragen, bereitwillig Antwort. Zu seinem eigenen Erstaunen blieb er weit länger geduldig, als er es bleiben zu können geglaubt hatte. Nur als die älteste und schwatzhafteste seiner Muhmen, Sibylle Ohrdruf, ihm eine lange Vorlesung über die Gefahren zu halten begann, denen seine arme Seele unter lauter katholischem Volk ausgesetzt sein sollte, hielt er der salbungsvoll Predigenden nicht Stand. Um sie zum Schweigen zu bringen, riß er sie muthig an seine Brust, gab ihr einen herzhaften Kuß, sagte: „Danke bestens für Belehrung,“ und nahm einen Platz auf der Post, um einen Abstecher nach der Provinz S* zu machen.

In Pommern erst hatte er von dem großen Brandunglück gehört, von welchem die blühende Fabrikstadt heimgesucht worden war. Auch daß sein entfernter Verwandter, der Rathsherr Mathias Grant, in Verlusten gekommen sei, erfuhr er hier. Nun erst hielt es Lu[illegible] Versmissen für Pflicht, dem Hause des gebildeten Mannes, mit dem sich mehr sprechen ließ, als mit den kleinstädtischen, klatschhaften, nur mit den alltäglichsten Dingen sich beschäftigenden Muhmen älteren und neueren Styls, nicht vorbei zu gehen. Es blieb ihm Zeit übrig, um einige Wochen bei Grant zu verweilen. Sollte er aber merken, daß seine Gegenwart störe, so war er fest entschlossen, sich nicht

lange aufzuhalten. Wußte er doch, daß im Westen, hart am Strande der brechenden Nordsee, ein altes Haus lag, auf dessen Schwelle ihn die Hand eines wohlwollenden Freundes begrüßte.

Fünftes Kapitel.

Wiedersehen.

Im Hause des Rathsherrn war inzwischen Mancherlei anders geworden. Leontine schützte, um möglichst ungestört zu bleiben, stets Unwohlsein vor und erzwang dadurch eine Art Scheidung von ihrem Gatten innerhalb der Wände ihres gemeinsamen Hauses. Es war schon viel, wenn sich die Gatten wöchentlich zwei bis dreimal bei Tische sahen. Anlaß zu dieser Trennung hatte ebensowohl Grant wie Leontine gegeben. Bald nach der Beerdigung Frontelli's ließ sich nämlich Pater Lorchheimer bei dem Rathsherrn melden und diesen um ein kurzes Gespräch unter vier Augen bitten. Grant war zwar gar nicht aufgelegt zu einer Unterhaltung, wie er sie von dem orthodoxen Lorchheimer zu hören erwarten durfte, allein abweisen ließ sich der geistliche Herr nicht, der Rathsherr hätte ihn denn absichtlich be-

leidigen müssen. Er empfing also den Pater und nahm dessen Mittheilungen ruhig entgegen.

Lorchheimer kam nach einigen Fragen, die sich auf die Familie des Rathsherrn bezogen, unter mancherlei Umschweifen auf den verstorbenen Seiltänzer und dessen Beichte zu sprechen. Sein Gesichtsausdruck ward ungewöhnlich vornehm, als er die Bemerkung hinwarf, er hoffe, Grant werde ihm Einsicht in die Papiere zu nehmen gestatten, welche der Verstorbene ihm vererbt habe.

„Glauben Hochwürden ein Recht zu diesem Verlangen zu haben?“ lautete Mathias Grant's Gegenfrage.

„Sie übersehen, verehrter Herr, daß ich die letzte Beichte dieses unglücklichen Mannes hörte und daß ich — auch schon vor seinem beklagenswerthen Ende — ziemlich genau vertraut war mit seinen Verhältnissen.“

„Um so weniger Werth können die paar beschriebenen Blätter für Sie haben, zu deren Erben mich Signor Frontelli ernannte.“

„Graf Montalto!“ sagte Pater Lorchheimer. „Der Mann hat Verwandte und dieser Verwandten mich anzunehmen ist meine Pflicht.“

„Es wird dies mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden sein,“ erwiderte der Rathsherr, „da der Aufenthalt beider Geschwister des Verstorbenen leider noch nicht ermittelt werden konnte. Auch kann ich Sie ver-

sichern, daß die Papiere, welche in meinen Besitz gelangt sind, keine genauen Andeutungen darüber enthalten."

Der Pater sah einige Sekunden lang still vor sich hin, als wisse er nicht, was er als Grund für sein Verlangen jetzt angeben solle. Dann sagte er zögernd:

„Graf Montalto stand schon in früheren Jahren und auch neulich wieder in intimen Beziehungen zu einem Manne, dessen Schicksal manche Aehnlichkeit mit dem verworrenen Lebensgange des Verstorbenen hat. Pater Morazzi traf wenige Tage vor dem Tode des Unglücklichen mit diesem zusammen."

Ein einziger Blick Grant's verrieth Lorchheimer mehr, als der Rathsherr wissen lassen wollte.

„Ich weiß auch," fuhr der Pater mit weisem Lächeln fort, „daß der wackere Landsmann Frontelli-Montalto's verschiedene Male freundliche Aufnahme bei Ihnen fand und daß Sie vollkommen befriedigt waren von den Aufschlüssen, die Morazzi Ihnen zu geben gewissermaßen gezwungen war. Der Freund des Verunglückten konnte mir natürlich auch nicht vorübergehen, und so haben wir einander unsere Herzen erschlossen. Aus Morazzi's Darlegungen geht hervor, daß Montalto seinen Landsmann in falschem Verdacht hatte. Der mit sich selbst und seinem Leben unzufriedene Mann, der von der Kirche mit vielen Censuren belegt worden ist,

damit er zur Erkenntniß seiner Irrthümer komme, war weit entfernt, den Flüchtling der Kirche in's Verderben zu stürzen, im Gegentheil wollte er diesem, leider auf nicht zu lobende Weise, nur Gutes erzeigen."

Mathias Grant hätte das Gespräch, nachdem es eine ihm so äußerst unangenehme Wendung genommen hatte, gern abgebrochen, dazu war aber gar keine Aussicht vorhanden. Dennoch wollte er dem Priester weder den Willen thun, noch sich von ihm überlisten lassen. Daß es Pater Lorchheimer ganz besonders auf Letzteres abgesehen hatte, schien ihm sehr wahrscheinlich zu sein.

„Wie ich sehe, Hochwürden, ist der italienische Herr gegen Sie offener gewesen, wie gegen mich," erwiderte der Rathsherr unbefangen. „Ich finde das auch ganz erklärlich, da Sie Beide einer und derselben Kirche angehören. Ich stehe zu meinem Bedauern bei denen, die sich mit einiger Ostentation Gläubige nennen, nicht im besten Rufe. Schon daraus kann man abnehmen, daß zu mir Niemand kommt, um sich geistlichen Rath oder gar Trost zu holen. Zu mir führen den Einheimischen wie den Fremden immer nur rein weltliche Angelegenheiten. Auch der Freund Montalto's, wie Signor Salvatore Morazzi sich selbst nennt, war bei mir, um von weltlichen, nicht von himmlischen Dingen mit mir zu sprechen."

Abermals blickte Pater Lorchheimer sinnend vor sich nieder.

„Von weltlichen Dingen!“ sagte er dann, die Worte des Rathsherrn wiederholend. „Daß doch auch befähigte Köpfe es so selten über sich gewinnen können, die Welt dem Himmel nachzusetzen!“

„Die Welt, Hochwürden, liegt uns gar so nahe!“

„Aber zum Himmel führen uns Blicke und Gedanken!“

„Man vergißt ihn auch nicht, wenn man das Leben vom richtigen Standpunkte aus erfaßt.“

Pater Lorchheimer schüttelte den Kopf.

„Dieser Standpunkt ist der Menschheit im Ganzen leider verloren gegangen,“ sprach er seufzend, „und wenn man unsere Gegenwart ruhig beobachtet, so gewahrt man mit Bangen, daß das verdorbene Menschengeschlecht sich dem Himmel fast mit jedem Tage mehr entfremdet. O, und das schmerzt den denkenden Geist, der gewohnt ist, sich mit Höherem zu beschäftigen!“

„Wer das Böse erkennt, hat ja den Weg schon aufgefunden, auf dem er dem Guten nachstreben kann,“ sagte Grant.

„Ein wahres Wort!“ erwiderte der Pater. „Fanden Sie, daß Pater Morazzi bis zu dieser Erkenntniß durchgedrungen war?“

„Von meinem Standpunkte aus fand ich es, Hochwürden!"

„Er hat Sie also überzeugt?"

„Der Freund und ehemalige Lehrer des armen Frontelli-Montalto hat mich überzeugt, daß er gegen den Verstorbenen nichts Arges im Schilde führte," sagte der Rathsherr. „Mir war das wichtig, denn nun erst verstehe ich das Vermächtniß Frontelli's."

„Und doch wollen Sie mich diese Ueberzeugung nicht ebenfalls gewinnen lassen?" warf Pater Lorchheimer ein. „Die Aufzeichnungen des Verunglückten, um die ich weiß, sprechen von Morazzi. Was Frontelli-Montalto in Augenblicken des Zweifels über den Mann niederschrieb, den er nicht liebte, möchte ich aus Humanitätsrücksichten wissen. Bedenken Sie, Herr Grant, daß Morazzi Priester ist, daß er unter der Censur der Kirche steht, und daß die Kirche Ursache hat, seinen Versicherungen nicht vollen Glauben zu schenken! Jetzt freilich, jetzt gibt er sich den Anschein, als sei er ganz von tiefster Reue erfaßt in sich gegangen, die Veranlassung dieser Reue aber will mir nicht gefallen."

„Es thut mir leid, Ihrem Wunsche dennoch nicht entgegenkommen zu können, Hochwürden," versetzte der Rathsherr. „Später vielleicht, wenn sich erfüllen sollte, was wir Alle hoffen, mache ich Ihnen ein Geschenk mit einigen Notizen Frontelli's."

Pater Lorchheimer sah ein, daß er diesmal seinen Zweck nicht erreichen könne. Er entschuldigte sich, daß er gestört habe, fragte noch, ob der Rathsherr in brieflichem Verkehr mit Morazzi stehe, was dieser kurzab verneinte, und verneigte sich dann unter vielen von dem freundlichsten Lächeln begleiteten Bücklingen.

Grant war von dieser Heimsuchung des Paters durchaus nicht erfreut. Sie wiederholte sich zwar nicht, dagegen aber nahm der Einfluß des Geistlichen auf Leontine und Felicia alsbald in auffallender Weise zu. So regelmäßig hatten Mutter und Tochter die Kirche nie zuvor besucht, wie jetzt. Selten versäumten sie die Frühmesse, und mit ahnungsvollem Bangen gewahrte der protestantische Rathsherr, daß sein heiteres, unbefangenes Kind immer ernster ward und bisweilen selbst gegen ihn eine scheue Zurückhaltung beobachtete.

Diese auffallende Veränderung wollte und durfte der Fabrikbesitzer nicht ignoriren. Er entschloß sich, so unangenehm es ihm auch war, mit Leontine darüber zu sprechen und dieser nöthigenfalls einige Verhaltungsregeln an's Herz zu legen. Diese Besprechung hatte aber leider nicht den erwarteten und beabsichtigten Erfolg. Sie führte zu der oben erwähnten Scheidung der Gatten und brachte eine Verstimmung in das Haus des Rathsherrn, die sich sämmtlichen Bewohnern desselben mittheilte.

Unter diesen Verhältnissen ward Mathias Grant durch den unerwarteten Besuch seines jungen Vetters, den er noch immer im Süden der Alpen suchen zu müssen glaubte, auf das Freudigste überrascht. Ludwig Versmissen war ganz ein Mensch nach seinem Herzen, eine harmlose, offene Natur, empfänglich für alles Schöne, ein Schwärmer für die Kunst, selbst ein Kunstjünger von guten Anlagen, dabei freisinnig und entschiedener Feind aller Kopfhängerei. Daß Rom gerade so, wie es war, dem jungen Maler über alle Maßen gut gefiel, vergab Grant dem Vetter. Er sah in dieser naiven Auffassung der römischen Zustände eine liebenswürdige Redlichkeit des Herzens, die er dem Künstler wohl gönnte, wäre sie nur dem Menschen nicht gefährlich geworden.

„Vetter Versmissen!“ rief er in freudiger Aufwallung aus, als der junge sechs und zwanzigjährige Mann mit dem langen, braunen, lockigen Haar, den weitfaltigen, kleidsamen römischen Sammetrock malerisch zusammenfassend, in sein Zimmer trat. „Junge, wo kommst Du her? Und was hat Dich aus Rom vertrieben? Hier, nimm Platz! — Da, neben mir auf dem Sopha! — Nimmst Du eine Cigarre? Oder ziehst Du eine Meerschaumpfeife vor? — Du machst mich zum halben Kinde, Ludwig, und ich fühle mich wieder einmal ganz glücklich! . . Wie ewig schade, daß wir nicht eine Fo-

glietta ächten Orvieto haben und gemüthlich mit einander ausstechen können! — . . Junge! Junge! . . . Wenn ich an die göttlichen Abende zurückdenke in der Columbella! . . In den tre ladroni, wo uns der dicke Wirth mit seiner weißen Schlafmütze — ein Römer in der Schlafmütze! — so unendlichen Spaß machte! . . . Dann in der Sabina, wo wir der Damen wegen niemals rauchen durften! . . . Weißt Du noch, wie wunderbar uns zu Muthe war, den Abend, wo wir ziemlich spät von der Quelle der Egeria zurückkamen und recht todtmüde nach Hause wandern wollten? . . . Unterhalb des Capitols begegneten uns die beiden dänischen Maler, die so viel zu Dir hielten. Ihrer Aufforderung, sie nach der uralten Künstlerkneipe hinter dem Pantheon zu begleiten, vermochten wir doch nicht zu widerstehen. . . Es war belebter als sonst in der Columbella und es ging ungemein lustig her. . . . „„Olive dolce!““ — Wie hab' ich gelacht, als der dicke Hamburger, der nach der ewigen Stadt reiste, um den Nachkommen Cäsars die Kunst beizubringen, ich weiß nicht mehr, aus welchen Substanzen gepreßte Hefen zu bereiten, sich einen Teller voll Oliven von dem Campagnolen kaufte, und nun beim Essen ein Gesicht schnitt, als hätte er ranziges Oel getrunken! — Seit der Zeit schimpfte er auf Rom als eine Stadt der Barbaren, und reis'te über Hals und Kopf zurück nach der Niederelbe, um mit Porter und

Ale den herben Geschmack der vielgepriesenen dolce olive für immer verschwinden zu machen! ... Und acht Tage später, wo wir keinen Platz in der Argentina finden konnten und die Melodie eines römischen Liedes, das von einer prächtigen Altstimme gesungen ward, uns leichtsinnigerweise in eine kleine enge Spelunke führte! .. Am Heerde fanden wir ein grundhäßliches Weib um brodelnde Kessel beschäftigt, an der Wand auf schmaler Bank von Strohgeflecht ein hübsches junges Mädchen neben einem gelenken Montegiano. Das schwarzäugige Kind mit dem prächtigen Teint kredenzte dem kräftigen Römer Wein, und dazu sang sie mit unnachahmlicher Grazie und einer Stimme, die nur der Ausbildung bedurfte, um Wunder damit zu wirken, das scherzhafte Liedchen ... Questa — — questa ..."

„Ah, das meinen Sie, Vetter!" fiel der Maler dem redselig Gewordenen in's Wort:

„Quest' è la prima sera"

„Richtig!" fiel Mathias Grant wieder ein. „Jetzt besinne ich mich auf den ganzen Text, nur die Melodie, die uns in ihrer originellen Einfachheit schon damals sehr schwer fiel, ist meinem Gedächtniß völlig entschlüpft. Aber nun laß hören, wie es Dir ergangen ist, was Du geschaffen hast, was Dich auf einmal in unsern rauhen Norden verschlägt? — Ich hoffe, Du ruhst Dich einige Wochen bei mir aus. An Arbeit soll's Dir nicht man-

geln. Die Feuersbrunst im vorigen Sommer hat uns übel mitgespielt. Es fehlt an Architekten, an Zeichnern, auf die man sich verlassen kann. . . Da hättest Du denn Gelegenheit, Dich durch Deine Kunst als Architektur-Zeichner gleich beliebt zu machen. Bei mir kannst Du anfangen und mir einen Riß aufsetzen für die zu erbauende neue Spinnfabrik. Dann empfehle ich Dich dem ganzen hochweisen Rathe und schlage vor, Dich auch einen Plan für den Neubau der Spitalerkirche entwerfen zu lassen, vorausgesetzt nämlich, daß nicht wichtigere Arbeiten der Vollendung harren."

Ludwig Versmissen war von der Aufnahme seines Vetters so entzückt, daß er selbst in eine festliche Stimmung gerieth.

„Alles, Alles will ich thun," rief er aus, „wenn wir uns nur recht satt sprechen und die schöne Vergangenheit geistig noch einmal mit einander durchleben können! Zuvor aber muß ich mich doch meiner verschiedenen Aufträge und Grüße entledigen."

„Mach's Dir bequem und pack' aus!" sprach Grant, indem er die Schelle zog. „Erlaube mir nur, daß ich das Haus von diesem unerwarteten Besuche unterrichte und für einen geeigneten Trunk sorge, der uns die Zungen besser lös't. In Ermangelung des Orvieto wollen wir uns in Hochheimer eine Güte thun. Das Gewächs ist auch nicht zu verachten."

Florian trat ein, um die Befehle des Rathsherrn entgegen zu nehmen. Grant machte seine Bestellung und fügte dann hinzu:

„Melde Madame und meiner Tochter Felicia, daß wir Besuch bekommen haben. Der Vetter aus Rom, von dem ich oft erzählte, will einige Wochen bei uns verweilen."

„Das Fräulein ist nicht zu Hause," versetzte der Bediente.

„Ach, das hab' ich ganz vergessen," fuhr Grant fort. „Heute ist ja Cursustag und da hat meine Tochter nur Ohren für Engländer und Franzosen! — Geh' nur," befahl er dem Bedienten. „Es hat Zeit mit der Meldung meines Besuches, bis Felicia wieder daheim ist."

„Was soll das heißen, Cursustag?" fragte der Maler, als er mit dem Rathsherrn wieder allein war.

„O, o, wie weit bist Du noch zurück in der Bildung!" rief Mathias in scherzendem Tone aus. „Du kennst keinen Cursus? . . . Na, warte, mein Junge! Diese Kenntniß mag Dir Felicia selbst beibringen. Es gibt das Gelegenheit, Euch gleich mit einander bekannt zu machen. Aber Du wirst viel ausstehen müssen, Ludwig! Felicia wird gern ausgelassen, wenn sie bei Jemand Anderm eine Lücke im Wissen entdeckt, obwohl sie selbst noch zahlreiche Lücken auszufüllen hat, ehe sie sagen darf, sie sei wirklich etwas!"

Florian trat ein zweites Mal ein, ein Theebrett mit Wein und Gläsern tragend, die er auf den halbrunden Sophatisch stellte.

„Beliebst Du auch einen Imbiß?“ fragte Grant.

„Danke, Vetter!“

„Evviva Italia! Evviva Roma!“ rief der Rathsherr, mit dem Maler anstoßend und das Glas bis zum Grunde leerend. „Und jetzt beichte! Gefiel es Dir nicht mehr an der Tiber?“

„Diese Frage werde ich am besten beantworten, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich bereits auf der Rückreise nach Rom befinde.“

„So, So!“ sprach Grant. „Und wo hast Du bis jetzt gesteckt?“

„Beim Onkel Registrator mit dem starken Verdruß,“ sagte Versmissen, indem er zur Erklärung seiner Anwesenheit in der Heimath hinzufügte, was ihn zu dieser Reise bewogen habe.“

„Sehr gescheidt, mein Junge,“ sprach der Rathsherr. „Eine Erbschaft darf man nie im Stiche lassen, am wenigsten dann, wenn sie klingt. Zur Empfangnahme blos geschriebener Vermächtnisse hat es weniger Eile.“

„Der Registrator, Muhme Kämmereiverwalterin, die meinen Malerrock „ein scheuseliges Gewand“ nennt, und noch zwei andere Dutzend Muhmen und Vettern mit und ohne Titel, die aber alle zur bevorzugten Klasse

der Honoratioren in meiner schön gelegenen Vaterstadt gehören, lassen Sie, die theure Muhme und das kleine Mühmchen grüßen, die ich leider noch eben so wenig zu kennen das Glück habe, wie meine respectablen Auftraggeber."

„Sehr verbunden," sagte Mathias Grant. „Hoffentlich aber hast Du Deine Reisetasche damit noch nicht völlig geleert. Ein Andenken bringt man von über den Bergen her doch Freunden gern mit, auch wenn diese keine ultramontan gefärbten Gesinnungen zur Schau tragen."

„Man hat Sie jenseits der Berge nicht vergessen," fuhr Ludwig Versmissen fort, „und Mancher, der Sie ungern scheiden sah, gedenkt Ihrer noch jetzt eben so lebhaft, wie Sie der Gegenden und Gegenstände sich erinnern mögen, wo Sie anregende Stunden verbrachten. Unterwegs traf ich mit einem Gelehrten zusammen, der sich Grevenhusen nannte. In der Bibliothek des Vatican will er Ihnen zuerst begegnet sein."

„Grevenhusen aus Ostfriesland!" sagte der Rathsherr. „Ganz recht, im Vatican haben wir uns mindestens zuerst gesprochen. Ein sehr klug aussehender geistlicher Herr in violetten Strümpfen, dessen große Tonsur mir auffiel, begleitete ihn, während sich zu meinem Führer Pater Radom vom deutschen Collegium erboten hatte. Also auch der wackere, humanistisch so fein gebildete Grevenhusen ist wieder in seine Nordseenebel ge-

zogen! Damals sagte er mir, er habe die Absicht, mindestens sechs bis acht Jahre in Hesperien zu verweilen. Was mag ihn so bald schon andern Sinnes gemacht haben?"

„Die nämliche Frage legte ich ihm vor."

„Und seine Antwort darauf?"

„Die neue Zeit hat ihn vertrieben," sagte der Maler. „Rom sei nicht mehr Rom, behauptete er, mithin wolle er auch nicht mehr länger dort leben."

„Ist er übergetreten?"

„Grevenhusen wird niemals übertreten."

„Denken kann ich es mir auch nicht," fuhr Grant lebhaft fort, „dennoch bleibt Rom ein gefährlicher Aufenthalt auch für Männer von Geist. Es liegt eine magnetische Kraft in diesem Kirchenregiment, das nur umstricken und festhalten kann oder die widerstrebenden, zu starr sich gestaltenden Elemente unbarmherzig ausstoßen muß. Wirklich Indifferente, denk' ich mir, können in Rom selbst auf die Dauer nicht leben."

„Mir will es scheinen," fuhr der junge Künstler fort, „als ob Herr Grevenhusen sich selbst geflissentlich ein wenig täusche. Es mag sein, daß ihm der römische Boden verleidet wurde, kaum aber hatte er die ewige Stadt hinter sich, als sich auch jene unbeschreibliche Sehnsucht, dahin zurückzukehren, wieder bei ihm einstellte, die gewiß Jeder in sich erwachen fühlt, der für immer

von diesem wunderbarsten Ort der Erde Abschied nimmt. Die Sage von der Fontana Trevi hat einen tiefen Sinn. Sie ist eben so poetisch schön, als im sehnsüchtigen, nie ganz zu befriedigenden Herzen des Menschen begründet. Nicht die kristallhellen Tropfen, die wir aus dem Brunnen schöpfen, wecken dies Heimweh nach Rom in Geist und Herz, der lockende Liebesblick der Mutter, der wir Alle angehören sollen, früher auch wirklich angehörten, von der uns aber eine sturm- und drangvolle Zeit fortgerissen hat, ist es, dem wir nicht immer oder nur unter herben Schmerzen widerstehen können. Fontana Trevi heißt in der Sage dieser nur in Rom liegende Magnet, welcher die Geister des ganzen Erdenrundes an sich zieht und nie wieder völlig losläßt, in Wahrheit aber ist es die Mutterkirche mit ihrem von tausend Märtyrern getragenen Heiligenschein, die uns berückt, die sebst dem Skeptiker Schweigen gebietet und dem Lästerer die Zunge lähmt! Ich behaupte dreist, das wunderbare, durchaus nicht zu erklärende Walten dieser Macht ahnt jeder Fremde in Rom, sobald er einige Wochen daselbst geweilt hat, die Wenigsten freilich mögen sich des Grundes bewußt werden, der sie hält und bindet. Bei Grevenhusen ist dies nicht anzunehmen. Vor seinem Geiste liegen die Dinge da in durchsichtiger Klarheit. Er kennt die wunden Flecke der römischen Kirche; ihm leuchtet es ein, daß keine Macht der Erde diese Flecke

je wird tilgen können. Um aber nicht in einer schwachen Stunde sich wie viele Andere doch von dem bewältigenden Glanze der Kirche blenden zu lassen, zieht er schleunige Flucht längerem Verweilen Behufs tieferer Prüfung vor. Aber das Bewußtsein, sich von einem nie wieder zu gewinnenden Kleinode für immer getrennt zu haben, preßt ihm das Herz zusammen, und um den Schmerz zu überschleiern, muß die Zunge die gefällige Dienerin des zersetzenden Gedankens werden, und aus Wahrheit und Dichtung ein Gewebe schürzen, das hinreicht, Rom und die römische Kirche mit finstern Nebeln zu umgeben."

Mathias Grant hatte seinen Vetter, dessen Vortrag ihn anzog, ruhig aussprechen lassen. Jetzt füllte er die grünen Gläser nochmals mit goldgelbem Weine und nöthigte den Maler, mit ihm anzustoßen.

„Laß mich einen aufrichtigen Wunsch, dem sich eine Hoffnung verknüpft, offen aussprechen," sagte er. „Gegen Dich kann ich es, denn ich glaube annehmen zu dürfen, daß Vorurtheile über Dein besseres Selbst nicht Meister werden. Hier, in meinem eigenen Hause — setzte er seufzend hinzu — bin ich verdammt zu schweigen. Du weißt auch, weshalb, und darum will ich mich jeder Erläuterung enthalten. Ich wünsche und hoffe — und daß sich Wunsch und Hoffnung alsbald erfüllen mögen, laß uns diesen Feuergeist deutschen Weines

schlürfen — ich wünsche und hoffe, daß über dem Heiligenschein der Märtyrer, welcher die römische Kirche mit blendendem Glanze umgibt und die tausend Flecken, die ihr ankleben, verdeckt oder sie doch nicht immer sichtbar werden läßt, die volle Sonne der Erkenntniß aufgehen mag, in der ich, der ungläubig gewordene Protestant, die wahre Gnadensonne des Weltschöpfers erblicke! Weiß ich erst, daß diese Sonne wirklich das Kreuz auf der Kuppel der Peterskirche gleich einer Flamme, welche durch die ganze Welt sichtbar wird, erleuchtet; dann, aber auch erst dann wird auch mich die Sehnsucht, die ich aus den Tropfen des Wunderbrunnens einsog, wieder nach Rom führen!"

Der Rathsherr sah dem Maler bewegt in die weichen träumerischen Augen. Ludwig Versmissen trank sinnend sein Glas aus. Dann drückte er dem Vetter die Hand.

„Wir Beide erleben noch diesen Tag," sprach er zuversichtlich. „Die purpurne Morgenröthe, die ihm vorangeht, beginnt ja schon sichtbar zu werden."

„Ich habe sie erkannt und mit Frohlocken begrüßt," versetzte Mathias Grant, „allein darauf kommt wenig an. Die Frage ist vielmehr, wird der Klerus diesen ersten Schimmer einer neuen Welt mit dem Auge des Papstes, der ihn zuerst erkannte, ansehen oder wird der Papst sich von dem Klerus geschliffene Gläser vor=

gen, um das Weltphänomen später durch sie beobachten zu können? Die Beantwortung dieser Frage ist genau so wichtig, als sie streitig ist. Die Freiheit im Geist, nach welcher die Welt sich schon sehnte, noch ehe Christus geboren ward, kann als eine Tochter des Vatican einen segenspendenden Weltgang antreten, wenn die Kirche den neunten Pius verstehen will; verschließt sie sich dagegen diesem Verständniß —"

„Mein Gott, wie siehst Du aus!" rief in diesem Moment dicht vor der Zimmerthür die Stimme Leontine's, während gleichzeitig ein verhaltenes Schluchzen vernehmbar ward. „Du blutest ja entsetzlich! Bist Du gefallen? Hast Du Dich bedenklich verletzt? . . . Ist Grant nicht zu Hause? . . Rufe den Arzt, Sophie! Das Kind muß sich ja verbluten!"

Sechstes Kapitel.

Ein sonderbares Intermezzo.

Diese laut und ängstlich gesprochenen Worte unterbrachen die Unterhaltung, in welche sich Grant und Versmissen erst recht vertiefen wollten. Der Maler horchte verwundert auf, während der Rathsherr schnell nach der Thür schritt und diese öffnete.

„Was ist denn geschehen?“ sprach er. „Wer blutet?“

„Hast Du Dich verwundet, Felicia?“ wiederholte Leontine. „Bist Du gefallen?“

Die junge Tochter des Hauses konnte sich noch nicht recht fassen. — Sie verneinte beide Fragen und schmiegte sich dem Vater an, der sie liebevoll umfing. Mutter und Tochter traten gleichzeitig mit Grant in dessen Zimmer.

Es zeigte sich jetzt, daß das Aussehen Felicia's schlimmer war, als die Veranlassung dazu. Die Klei-

der waren mit zahlreichen Blutflecken bespritzt und die linke, mit dem Taschentuche des jungen Mädchens umwickelte Hand zeigte ebenfalls Blut, das aber bereits halb geronnen war.

Mathias Grant drang nicht weiter mit Fragen in das offenbar erschrockene Kind, sondern entfernte zuerst das Tuch, um die Wunde, welcher das Blut entfloß, zu besichtigen.

„Das sind ja zwei Bisse," sagte er, den Zeigefinger der Tochter genau untersuchend. „Wie kommst Du dazu, Kind? Wer hat Dich so verletzt?"

Leontine betrachtete finster die Wunden, die jetzt, da das Tuch entfernt war, wieder zu bluten begannen.

„Ich mag den Cursus nicht mehr besuchen, Papa," sprach Felicia mit weinerlicher Stimme, einen scheuen, dabei kindlich neugierigen Blick auf den Maler werfend, der sich verlegen an's Fenster zurückgezogen hatte, um diesen Familienauftritt, für den sich ihm keine Erklärung zeigen wollte durch seine Anwesenheit nicht zu stören. „Das Fräulein war so heftig und ungerecht, und da habe ich ihr nicht gehorcht."

„Fräulein Emerentia?" fragte Grant.

„Die Du so amusant fandest?" setzte Leontine hinzu.

„Wie in aller Welt aber kommst Du zu diesen Verwundungen?" forschte Grant weiter, indem er das Tuch

geschickt wieder um die blutende Hand band. „Man sollte meinen, Du wärst von Blutigeln gebissen worden.“

An Felicia's Wimpern hingen noch ein paar Thränen, um die purpurne, volle Lippe aber spielten Spott und trotziger Uebermuth. Sie blickte abermals nach dem Maler und sah gleich darauf den Vater mit fragendem Auge an.

„Ah so!“ sprach er. „Du genirst Dich vor meinem Gaste da! . . . Entschuldige!“ fuhr er, zu Leontine gewandt, fort. „Das plötzliche Rufen und Schluchzen hat mich eine angenehme Pflicht versäumen lassen. Mein lieber Cousin, der Architektur- und Landschaftsmaler Ludwig Versmissen, mit dem ich manche unvergeßliche Stunde in Rom verlebte, wird, ehe er zurückkehrt in das gelobte Land der Kunst und Poesie, ein paar Wochen unser Gast und Hausgenosse sein.“ Hierauf winkte er Versmissen und sagte: „Begrüßt Euch ohne Umstände! Meiner Frau aber, das sag' ich Dir, Ludwig, erzähle so lange von Deinen Erlebnissen, bis sie die ernsthafte Miene, die ihr noch gar nicht gut zu Gesichte stehen will, wieder mit einer heiteren vertauscht.“

Ludwig Versmissen trat jetzt näher und begrüßte mit freimüthiger Herzlichkeit seine entfernten Verwandten. Leontine's Auge ruhte mißtrauisch auf den offenen, geistig belebten Zügen des jungen Malers, wäh-

rend Felicia ihn wohlgefällig anblickte und ihm ihre gesunde rechte Hand reichte.

„So recht!“ sprach Grant. „Nur keine Ziererei unter Verwandten! Ludwig ist ein umgänglicher und unterhaltender Mensch. Du sollst ihm auch einmal sitzen, damit ich sehe, ob er es in der Ausübung seiner Kunst mit meinen beiden Schützlingen aufnehmen kann.“

„Ist Ihr Haus eine Künstlerherberge?“ warf Versmissen ein.

„Darauf will ich Dir ein andermal antworten, wenn Du die Modellirer in ihrer Werkstatt besucht haben wirst. Jetzt bin ich begierig zu hören, wie meine Tochter zu diesen sonderbaren Wunden gekommen ist . . . Hier! Setze Dich uns gegenüber und stoße mit Vetter Ludwig auf gute Bekanntschaft an . . . Du darfst ordentlich aus meinem Glase nippen. Auf den gehabten Schreck kann ein Tropfen Wein nicht schaden.“

Felicia folgte der Aufforderung ihres Vaters, sah schelmisch zu dem glücklich lächelnden Gesicht des neuen Cousin auf, stieß an und benetzte die Lippen mit dem stark duftenden Weine.

„Nun bringe Deine Klage an über das alte gelehrte Fräulein,“ sagte der Rathsherr. „Wir drei wollen dann nach gemeinschaftlicher Berathung unser Urtheil fällen!“

Felicia's liebliches Kindergesicht überzog sich mit Purpurröthe. Zwei-, dreimal versuchte sie zu sprechen, immer aber machte sie schon nach den ersten Worten wieder eine Pause.

Leontine hatte bis jetzt die Rolle einer stillen Beobachterin gespielt. Die Begrüßung des neuen Cousin, über dessen Ankunft Mathias Grant erfreut war, überstieg nicht die gewöhnlichen Formen kühlster Höflichkeit. Sie fand den Kopf des Malers interessant, vielleicht schön, dennoch war ihr dessen Erscheinung nicht angenehm. Leontine faßte schon deshalb ein Vorurtheil gegen Versmissen, weil sie sah, daß ihr Gatte auf einem ungewöhnlich freundschaftlichen Fuße mit dem jungen Künstler stand. Jetzt legte sie ihre Hand auf Felicia's Schulter, sah sie scharf an und sagte in hartem, befehlendem Tone:

„Sei vernünftig und erzähle, was sich zugetragen hat! Verschweige aber nichts, denn ich werde mich, wenn ich Dich erst angehört habe, bei Fräulein von Seidenblatt nach Deinem Betragen erkundigen."

„Von Seidenblatt!" dachte Ludwig Versmissen, ohne sich jedoch merken zu lassen, daß eine Dame, welche diesen Namen trug, ihm nicht ganz gleichgiltig sei.

Felicia zitterte leise unter dem Eindruck der harten Worte ihrer Mutter, sie nahm sich aber doch zusammen und theilte das Geschehene mit. Es war sonder-

bar genug und versetzte die Zuhörer in nicht geringe Aufregung.

Nach Felicia's Erzählung hatte Emerentia von Seidenblatt ihren Cursus pünktlich zur festgesetzten Stunde begonnen. Felicia war kaum eine Minute vor ihr in das Cursuszimmer getreten, weil ihr unterwegs der alte Sprenkel-Adam begegnete und einige Worte mit ihr wechselte, die sich auf die von Felicia gehegte Canarienhecke bezogen. So kam es, daß sie eben das Band ihres Hutes löste, als Emerentia von Seidenblatt das Lehrzimmer betrat.

Sämmtliche Besucherinnen des Cursus saßen auf ihren hohen Schemeln vor den schmalen Pulten, nur Felicia stand noch, um den jetzt abgenommenen Hut auf den mit ihrem Namen versehenen Nagel zu hängen.

„Zu spät gekommen!" sprach Fräulein von Seidenblatt zu dem jungen Mädchen. „Nach der ersten Stunde wirst Du Dir den wohlverdienten Verweis holen, d. h. darum bitten!"

Felicia antwortete nicht, aber sie lächelte und dachte sich das Beste. Ihre Nachbarin, die jungfräulich volle Semele Guttmann zog ein schiefes Gesicht, worüber die unbefangene Tochter Grant's nur mehr noch zum Lachen gereizt wurde.

Inzwischen verging die Stunde. Alle Schülerinnen verließen wie immer ihre Plätze und begannen nach

Mädchenart zu plaudern und zu kichern. Felicia war unter den Fröhlichen natürlich nicht die Stillste, aber sie hatte den Befehl des gestrengen Fräuleins entweder ganz vergessen oder sie wollte nichts davon wissen.

Emerentia wartete ein und eine halbe Minute; dann trat sie von ihrem Katheder herab, erfaßte mit eiserner Hand den Arm Felicia's und zwang das Kind, mit ihr das Cursuszimmer zu verlassen.

Das Fräulein führte die Tochter des Rathsherrn in den Garten. Sie sprach kein Wort, an ihren fest geschlossenen Lippen aber und dem Glanze ihrer großen Augen konnte Felicia merken, daß die auf ihr Wissen gewaltig stolze Dame nicht eben bei guter Laune sei.

Einen der schon früher erwähnten Quergänge entlang schreitend, machte sie Halt an dem kleinen mit einem Drahtgitter überdeckten Bassin.

„Du hast zu hitziges Blut,“ sprach sie. „Das ist für junge Mädchen eine große Plage. Das Wasser hier in diesem Bassin enthält mineralische Kräfte. Senke Deine Hand dahinein, dann wirst Du alsbald kühler werden und künftig einen Befehl von mir ehrerbietiger aufnehmen.“

Felicia war nicht bang und heute übermüthiger als je. Ueberdies kam es ihr wirklich auffallend warm vor, weshalb sie es ganz angenehm fand, ein wenig in frischem Wasser zu plätschern.

„Wenn Sie meinen, es sei mir das dienlich," versetzte sie mit spitzem Lächeln, „so kann ich Ihnen den Gefallen wohl thun. Ich weiß ja, daß Sie gern doctern."

Emerentia von Seidenblatt nickte würdevoll mit dem Kopfe und befahl dem niederhockenden Mädchen, sie solle die Hand still halten, damit sie von dieser wohlthuenden Kur mehr Wirkung verspüre.

Auch dies that Felicia. Bald aber fühlte sie ein eigenthümliches Ziehen, das rasch in einen stechenden Schmerz überging. Sie zog nichtsahnend die kleine Hand zurück und gewahrte mit Entsetzen, daß zwei mittelgroße Blutigel sich an der Spitze ihres Zeigefingers festgesogen hatten. Aufschreiend schlenkerte sie die Hand mit den ihr widerlichen Thieren heftig hin und her, um sie abzuschütteln. Allein das wollte nicht gelingen. Auch erfaßte Emerentia von Seidenblatt jetzt abermals den Arm des erschrockenen Mädchens und hielt ihn fest.

„Das ist meine gewöhnliche Strafe für Ungehorsame," sagte das Fräulein in mild belehrendem Tone. „Hättest Du um einen Verweis gebeten, so würde ich Dich mit einem Scherze entlassen haben. Du weißt, ich scherze gern ... Auch das, was Dir jetzt passirt, ist ein Scherz, aber ein etwas eindringlicher. ... Du wirst von heute an nicht mehr vergeßlich sein. Außerdem kann es Dir nur gut thun, ein wenig von Deinem

hitzigen Blute los zu werden. Ohne Blutigel wird Niemand alt, am wenigsten eine Person von Bildung! ... Blutigel nehmen unter den nützlichen Thieren der Schöpfung die erste Stelle ein .... So! Nun ist's genug! ... Jetzt winde Dein Taschentuch um den gekühlten Finger, ich will diese Wohlthäter der Menschheit in meine Büchsen thun, damit sie Dein hitziges Blut bequem verdauen können ....“

Felicia war über diese Handlungsweise des in der ganzen Stadt für ungemein sonderbar verschrieenen Fräuleins wie gelähmt. Zu widersprechen wagte sie nicht, eben so wenig konnte es ihr einfallen, die Stunde zu verlassen. Wer denn mochte wissen, zu welchen seltsamen Mitteln Emerentia im Falle eines solchen Auflehnungsversuchs gegriffen haben würde! Schmerzen empfand Felicia nur wenig, desto mehr genirte sie das hervorquellende Blut, das sich nur durch aufgelegten Schwamm stillen ließ.

Uebrigens blieb Emerentia von Seidenblatt ihren Zöglingen gegenüber bei dieser wohlthätigen Operation, wie sie ihr Strafverfahren nannte, nicht allein ganz unbefangen, sondern sie rühmte sich sogar ihres Thuns.

„Sie war zu hitzig, unsere Felicia,“ sagte sie zu den Gefährtinnen der vor Angst Verstummenden, indem sie sorgfältig Schwamm auf die kleinen Wunden

legte und sodann die Hand mit Felicia's eigenem Tuche umwickelte.

Nach Beendigung des Cursus, welcher diesmal der armen Felicia sehr lange dauerte, erfuhr diese von ihren Mitschülerinnen, daß Einigen früher eine ganz ähnliche Behandlung, nur unter anderm Vorwande, zu Theil geworden sei. Semele Guttmann hatte sich von der stets Recht behaltenden Emerentia Blutigel am Ellbogen, ein anderes Mädchen an's Ohrläppchen müssen setzen lassen, Alles natürlich nur aus Gesundheitsrücksichten. Das gescheidte Fräulein beobachtete dabei die Vorsicht, den Aeltern der in solcher Weise von ihr Behandelten das Geschehene durch ein kurzes Billet zu melden, welches zugleich die Veranlassung ihres ärztlichen Einschreitens enthielt. Der Zufall und die Furcht der Kinder vor dem energischen Fräulein waren Letzterem immer günstig gewesen, so daß nie eine Beschwerde einlief.

Diese Vorsicht beobachtete Emerentia von Seidenblatt auch nach Felicia's Behandlung, weil aber das Billet der würdigen Dame an Herrn Mathias Grant adressirt und dieser gerade im lebhaftesten Gespräch mit Ludwig Versmissen begriffen war, als es ankam, blieb es liegen. Es fand sich erst gegen Mittag auf dem Pulte des Rathsherrn vor, wohin es die säumige Sophie, die ihre Verwunderung über des Malers bärtiges Gesicht, dessen lange, lockige Haare und den weiten

faltigen Sammetrock gegen den Bedienten in langer Rede aussprechen mußte, ein paar Stunden zu spät prakticirt hatte.

Mathias Grant kannte seine Tochter und war überzeugt, daß sie in Bezug auf den wirklichen Hergang der Sache weder etwas Wesentliches verschwiegen noch hinzugesetzt habe. Die Liebhaberei des alten Fräuleins, den Arzt zu spielen, war stadtbekannt, und daß sie jedes ihr etwa selbst zustoßende Uebel durch Anwendung von Blutigeln heile, hatte sie zahllose Male behauptet. Indessen waren nur die Wenigsten überzeugt, daß sie es wirklich thue.

Die malitiöse, ja grausame Art und Weise, einen höchst unbedeutenden Verstoß so empfindlich zu bestrafen, verdroß den Rathsherrn, und er war sogleich entschlossen, seine Tochter fernerhin an dem Cursus nicht mehr Theil nehmen zu lassen. Er wollte dabei die Gelegenheit wahrnehmen, Emerentia von Seidenblatt zur Rede zu setzen und ihr ohne Umschweife die Wahrheit zu sagen. Halb und halb war es ihm sogar lieb, daß der Besuch des Cursus durch diesen Zwischenfall ein Ende nahm. Er selbst hatte niemals recht Lust gehabt, Felicia zu dem wunderlichen Fräulein zu schicken. Sie galt für bigott, und alle bigotten Leute erregten dem freisinnigen Grant einen Abscheu. Allein dem vereinten Drängen seiner Frau und Tochter mochte er sich nicht

widersetzen, um nicht von Leontine für eigensinnig gehalten zu werden.

Felicia's Mutter war über das Vorgefallene erbittert, weniger, weil das Seltsame sich zugetragen hatte, als weil sich die Vorannahme ihres Gatten in Bezug auf Emerentia's ihm nicht zusagenden Charakter bestätigte. Grant behielt ihr gegenüber Recht und das konnte Leontine am wenigsten seit der geistigen Spannung ertragen, die nun schon Monate lang beide Gatten einander entfremdete.

Da sie aber doch nicht widersprechen oder gar Emerentia von Seidenblatt vertheidigen konnte, so schwieg sie, drehte auf und niedergehend ihr feines gesticktes Battisttuch mit beiden Händen zu einem Stricke und sagte endlich ziemlich barsch zu Felicia:

„Komm auf mein Zimmer und ruhe Dich bei mir aus! Ich will Dir häufig Wasser auflegen, damit die dummen Bisse nicht anschwellen."

Sie verbeugte sich kühl und vornehm gegen den Maler und verließ, von Felicia gefolgt, die ihrem neuen Cousin noch einmal vertraulich zunickte, das Zimmer.

Mathias Grant's Gesicht verdüsterte sich. Er leerte das vor ihm stehende Weinglas und füllte es von Neuem mit dem goldig schimmernden Traubensaft.

„Hast Du je von solchen Thorheiten gehört?" sagte er zu Ludwig Versmissen, dessen träumerisch-tiefes Auge

noch an der Thür hing, die hinter den Fortgehenden eben in's Schloß gefallen war. „Was fange ich nun mit der alten Person an? Sie verdiente, daß man ihr mit Einsperrung in's Irrenhaus drohte! Es würde sie dies wenigstens in Zukunft etwas vorsichtiger machen."

„Gibt es der Fräulein von Seidenblatt zwei?" fragte der Maler, sein Notizbuch öffnend und darin blätternd.

„Von Haus aus war es ein Schwesternpaar," versetzte der Rathsherr, „die Aelteste ist aber vor undenklichen Zeiten mit einem Baron von Habenichts und Thunichtgut auf- und davongelaufen, und Niemand hat je wieder etwas von ihr gehört."

„Meine Muhme, Sibylle Ohrdruf, die alle Gothaische Taschenkalender auswendig weiß, hat es mir auf die Seele gebunden, Fräulein von Seidenblatt zu besuchen," fuhr Ludwig Versmissen fort. „Die gute geschwätzige Muhme will mit dem Fräulein confirmirt worden sein. Irrt sich die weise Sibylle nicht, so wird diese neue, vornehme Bekanntschaft meinem Herzen nicht gefährlich werden."

Grant mußte lächeln.

„Nimm Dich nur in Acht, daß sie Dir nicht einen ihrer durstigen Blutigel in die Tasche prakticirt, wenn es sich zutragen sollte, daß Du gesprächsweise mit der gelehrten Person in's Holpern und Stolpern geriethest. Doch, das hat wohl noch Zeit. Vorerst will ich meine

Gedanken zusammennehmen und der etwas confusen Dame auf meine Weise den Text lesen. Dabei werde ich Dich anmelden. Heute und morgen bleibst Du hier, damit Du in meinem Hause heimisch wirst. Unterhalte meine Frau, daß sie uns bei Tische ein freundliches Gesicht zeigt. Abends sollst Du dann auch meine Schützlinge kennen lernen, wenn es sich paßt."

Ludwig Versmissen dankte dem Vetter mit einem herzlichen Händedruck.

„Wenn die verehrte Cousine mein Bleiben nur gern sieht," warf er ein. „Der erste Empfang könnte mich abschrecken . . . ."

„Mußt Dich nicht darum kümmern, Herzensjunge!" fiel der Rathsherr ein. „Als gereis'ter Mann wirst Du Frauen und Frauenlaunen wohl schon einigermaßen kennen gelernt haben. Die Sprödesten werden nicht selten die Hingebendsten, und die uns anfangs kaum eines Blickes würdigten, lächeln uns später oft am allerfreundlichsten an. Zeige nur einiges Interesse für Leontine's Ansichten, gehe auf ihre Ideen ein, wenn sie Dir auch nicht zusagen, lobe das katholische Wesen, was Du stellenweise auch mit gutem Gewissen wirst thun können, und ich bin sicher, Ihr werdet Euch nach einigen Tagen vortrefflich vertragen und ausgezeichnet gut unterhalten."

„Ich werde mit Ihrer Erlaubniß thun, was in mei-

nen Kräften steht," versetzte der Maler. „Mittlerweile überzeugen Sie Fräulein von Seidenblatt, daß sie Unrecht gethan und durch dieses Unrecht ein harmloses Kindergemüth sich entfremdet hat. Wenn sie das einsieht, will ich ihr auch recht viel von Italien erzählen."

Beide Verwandte unterhielten sich hierauf noch ziemlich lange, das anfänglich angeknüpfte Gespräch setzte man aber nicht fort. Die Vernichtung eines bedeutenden Theiles der Stadt durch Feuer und die mancherlei Störungen, die sich in Folge dieser großen Calamität noch jetzt fühlbar machten, gewährten einen näher liegenden Gegenstand der Unterhaltung und gaben Mathias Grant so lange Stoff zu Mittheilungen, bis unaufschiebbare Geschäfte ihn eben in dem Augenbicke abzubrechen nöthigten, wo er dem Vetter und Freunde das traurige Ende Frontelli's, und was sich daran knüpfte, erzählen wollte.

Siebentes Kapitel.

Unergründliche Charaktere.

Abhaltungen mancherlei Art verzögerten den Besuch, welchen Mathias Grant Emerentia von Seidenblatt zugedacht hatte. Der vielbeschäftigte Mann ward von allen Seiten in Anspruch genommen und in Folge der damit verbundenen geistigen Anstrengungen etwas verstimmt. Selbst die Abendstunden blieben ihm nicht frei, so daß die ersehnten Unterhaltungen mit Ludwig Versmissen, von denen er sich so großen Genuß versprach, auf spätere Tage verschoben werden mußten.

Diese ermüdende Thätigkeit des Fabrikherrn und Rathsmitgliedes, der Beisitzer verschiedener Comités noch nebenbei war, hatte den Maler auch noch nicht mit den Lucchesen zusammenkommen lassen. Die thätigen jungen Leute hüteten sich, zudringlich zu erscheinen, da es ihnen nicht verborgen bleiben konnte, daß die Gattin

ihres großmüthigen Gönners dessen Gesinnungen nicht theilte.

Versmissen gelang es übrigens, Leontine durch seine Erzählungen zu fesseln. Sie sah es gern, wenn der gereis'te Vetter lange in ihrem Zimmer verweilte und es sich angelegen sein ließ, die zahllosen Fragen der neugierigen Felicia mit immer gleich gutem Humor zu beantworten. Daß dem talentvollen Cousin der katholische Ritus imponirte, hörte sie besonders gern. Leontine war aber klug genug, durch unzeitige Einwürfe oder Anspielungen nicht den protestantischen Widerspruchsgeist in Versmissen rege zu machen; denn daß er trotz seiner Vorliebe für den Katholicismus im Grund des Herzens doch starrer Lutheraner geblieben sei, entging der still beobachtenden Frau nicht.

Bis zu einer directen Frage nach dem neuen Regiment, das mit dem Nachfolger Gregor's XVI. im Kirchenstaate Platz gegriffen hatte, wagte Leontine nicht vorzugehen. Die Instructionen, mit denen Pater Lorchheimer sie versah, dienten ihr als Leitstern und Stab. Dieser ihr Beichtvater hatte ihr Muth zugesprochen und schied, so oft sie mit ihm zusammentraf, stets mit der Versicherung, das sonderbare Wesen in Rom berühre die Kirche nicht; es sei ein Lärm, der eines Tages sehr plötzlich und auf immer verstummen werde.

Während der sehr lebhaften Gespräche Ludwig Ver-

smissens mit Leontine Grant saß Felicia ihrem Cousin. Das Portrait des lebhaften Mädchens schien dem Maler vortrefflich gelingen zu wollen, was den geistigen Ausdruck der Züge betraf, gerade diese geistige Aehnlichkeit aber beeinträchtigte die rein körperliche, weshalb denn die muntere Felicia behauptete, der Vetter habe zwei Gesichter auf einmal auf's Papier gezeichnet, ihr eigenes, wie sie aussehen möge, wenn sie über irgend eine Narrheit nachgrüble, und das eines andern Mädchens, dessen Bild der lustige junge Herr wahrscheinlich nicht ganz vergessen könne.

Endlich, volle acht Tage nach des Malers Ankunft, hatte Rathsherr Grant eine längere Zeit dauernde Unterredung mit Fräulein von Seidenblatt. Da diese Unterredung ohne Zeugen stattfand, so blieb es dem Belieben Grant's überlassen, von dem Verhandelten nur so viel Andern mitzutheilen, als er für nöthig erachtete. Weiter ging auch der vorsichtige Rathsherr nicht. Er eröffnete Leontine im Beisein Felicia's und Versmissens, die Sache sei beigelegt, Emerentia von Seidenblatt habe nach längerer Unterhaltung zugegeben, daß sie sich übereilt habe, und Felicia werde den Cursus nie wieder besuchen.

Wer aber den freimüthigen Charakter Grant's genauer kannte, der konnte leicht bemerken, daß dieses Abkommen einige Mühe gekostet haben müsse. Grant war

immer nachdenklich und zeigte selbst für Fragen der Zeit, die ihm so sehr am Herzen lagen, nicht jene warme, ja bis zur Begeisterung sich steigernde Theilnahme, die man an ihm gewohnt war. Selbst seine Zusagen vergaß er und im Gespräch mit Andern zeigte er sich still.

Diese Veränderung, die freilich ihren Grund auch in den verdrießlich sich gestaltenden städtischen oder in geschäftlichen Angelegenheiten haben konnte, fiel Ludwig Versmissen schon deshalb am Meisten auf, weil er vorzugsweise darunter litt. Er nahm sich daher vor, seinen Cousin gewissermaßen zur Rede zu setzen, sobald sich eine schickliche Gelegenheit darbieten werde.

Der junge Maler brauchte nicht lange zu warten. Mathias Grant forderte ihn schon ein paar Tage später auf, mit ihm nach dem Busch zu gehen, damit von den freien Höhen herab das malerische Landschaftsbild sich vor seinem künstlerischen Blicke entrolle.

Unmittelbar vor dem Thore begegnete den Spaziergängern ein Herr, den Ludwig Versmissen sogleich als katholischen Geistlichen erkannte. Es war Pater Lorchheimer, der Antagonist des Rathsherrn. Er grüßte mit dem freundlichsten Lächeln und ging vorüber. Auf Grant's Zügen machte sich ein krampfhaftes Zucken bemerkbar.

„Das ist ein gefährlicher, um nicht zu sagen, ein böser Mensch,“ sprach der Rathsherr zu Versmissen.

„Solltest Du einmal persönlich mit ihm zusammentreffen, was leicht möglich ist, so wäge jedes Wort, das Du mit ihm wechselst!“

„Ist er Jesuit?“ fragte der Maler.

„Von Herzen gewiß,“ fuhr Mathias Grant fort. „Mein Vertrauen besaß er nie, für so gefährlich aber, wie er wirklich ist, habe ich ihn doch nicht gehalten.“

„Ist er vielleicht der Beichtvater meiner verehrten Cousine?“

„Ganz recht! Pater Lorchheimer, der mich gern von Haus und Hof vertreiben würde, käme man nicht rechtzeitig hinter seine schändlichen Intriguen. Dieser Mensch, dem ich doch niemals etwas zu Leide gethan habe, ist, wie ich jetzt fest glaube, eigentlich die Ursache zu der Geschichte mit Felicia und dem Fräulein von Seidenblatt.“

„Unmöglich!“ rief Versmissen. „Meine niedliche Muhme hat ja mit keiner Sylbe des Paters Erwähnung gethan.“

„Das Kind kann auch gar keine Ahnung davon haben,“ fuhr Mathias Grant fort, „dennoch verhält es sich so, wie ich Dir sage. Als ich neulich das wunderliche Fräulein sprach, erkundigte sie sich zuerst nach Felicia und fragte mit einer Freundlichkeit, die mich überraschte, ob meine Tochter ernstlich krank geworden sei? Diese Frage kam mir erwünscht, da ich ohne lange

Umschweife gleich auf den Kern der Sache losgehen konnte. Ich that es mit Ruhe, aber sehr bestimmt, tadelte den Vorfall scharf und schloß mit der Bemerkung, daß ganz allein schonende Rücksichten gegen die Person des Fräuleins mich abhielten, das Geschehene öffentlich zur Sprache zu bringen. Meinst Du, die Person sei darüber erschrocken oder bestürzt worden? Nur überrascht zeigte sie sich, und ohne auf meine gerechten Vorwürfe zu antworten, fragte sie hastig: ob ich denn ihr Billet nicht erhalten hätte? Meine Replik klärte sie darüber auf. Da nahm sie mir gegenüber Platz mit einer Miene, als wolle sie über mich zu Gericht sitzen, und hielt ungefähr folgende Anrede an mich:

„Herr Grant! Daß der Mensch nicht ohne Sünde durch's Leben gehen kann, weiß ich, daß aber jeder Verständige daran arbeiten soll, sich von der Sünde möglichst loszuringen, gebietet uns die Religion. Es ist leider bekannt, daß Sie ein Freigeist sind, der jede Religion belacht und lästert, wofür Sie dereinst werden Strafe leiden müssen; daß Sie aber so weit gehen, Ihr einziges Kind in Ihr verruchtes Treiben mit hineinzuziehen, das hätte ich doch nicht für möglich gehalten!"

Du kannst Dir denken, wie mir bei dieser Strafpredigt zu Muthe ward! Ich wußte nicht recht, sollte ich lachen oder aufbrausen! Indeß gelang es mir, ruhig zu bleiben. Wußte ich doch, daß das alte Fräulein

bigott sei und sich wiederholt in der erbittertsten Weise über das Bestreben der Lichtfreunde und ihrer Anhänger ausgesprochen habe. Mich mußte sie von ihrem Standpunkte aus folgerichtig für einen wahren Teufelsbraten halten, seit sie in Erfahrung gebracht, daß auch Rom mich nicht bekehrt, sondern allem kirchlichen Leben vollends entfremdet hat.

Mich möglichst zusammennehmend, forderte ich Emerentia von Seidenblatt auf, sie möge sich deutlicher erklären, damit ich sie verstehen könne; denn was ich so eben von ihr gehört habe, klinge mir stark arabisch, eine Sprache, mit deren Wurzeln ich durchaus nicht vertraut sei. Ich mag dabei wohl etwas spöttisch drein gesehen haben, denn die großen Augen des alten Fräuleins blickten sehr zornig auf meine unwürdige Person. Indeß löste ihr meine Bemerkung doch die Zunge und ich erfuhr, daß sie schon seit einiger Zeit einen Hang zum Widerspruch, zu eigenem Nachdenken, was sich für ein junges Mädchen gar nicht schicke, in Felicia entdeckt habe. Wo ein so bedenklicher Hang sich zeige, nisteten sich immer verbrecherische Gelüste im Herzen ein. Diese Gelüste aber hätten ihre Urquelle im Blut, das von der Sünde vergiftet sei! Da helfe gar nichts als Blutentziehung. Da sie nun an dem gedachten Tage Felicia ganz besonders widerspänstig gefunden habe, hätte sie es für ihre Pflicht gehalten, durch Blut-

entziehung ihre schlechten Säfte zu verbessern und sie geistig geschmeidiger, d. h. fügsamer zu machen.

Du wirst es begreiflich finden, daß ich auf diese Albernheiten der närrischen Person eine derbe Antwort nicht schuldig blieb. Damit aber ließ sich das Fräulein nicht aus dem Felde schlagen. Sie parirte jeden Einwurf mit einer tapfern, oft pikant originellen Antwort, so daß unsere Unterhaltung in ein wahres Wortgefecht ausartete, das mich zuletzt der Schärfe wegen unterhielt, mit welcher Emerentia ihre Reden und Behauptungen zu würzen verstand. Noch in diesem Augenblick weiß ich nicht, wie es zuging, daß auch über Religionswechsel einige Worte fielen. Dabei nannte Fräulein von Seidenblatt zwei Namen, die mich stutzig machten, nämlich den Pater Lorchheimer und den Italiener Salvatore Morazzi. . ."

„Morazzi?" fiel Versmissen dem Rathsherrn in's Wort.

„Kennst Du den Mann?" fragte Grant rasch.

„Nicht von Person, nur vom Hörensagen."

„Sprach man in Rom von ihm?"

„Ich glaube, es gibt keine Stadt jenseits der Alpen, in der man nicht von ihm reden hört."

„Also doch!" sagte der Rathsherr nachdenklich. „Nun, es thut weiter nichts. . . Was ich von diesem räthselhaften Manne weiß, sollst Du nachher erfahren.

Genug, die Namhaftmachung dieser beider Männer irritirte mich. Ich ward heftig, ich warf dem Fräulein ihre Bigotterie vor und sagte schließlich, wenn sie auf die Aussprüche des Pater Lorchheimer so großes Gewicht lege, müsse es mich wundern, daß sie seinen Lehren nicht vollen Glauben schenke und in den Schooß der sogenannten Mutterkirche zurückkehre. Bigotte Leute oder, was mir dasselbe sei, blind Gläubige stünden sich beim Katholicismus immer besser, als bei dem Alles prüfenden und zersetzenden Protestantismus.

Nun hättest Du das Rollen und Funkeln der Augen meiner Widersacherin sehen sollen!" schloß Mathias Grant seine Mittheilung. „Emerentia von Seidenblatt kämpfte offenbar mit einem Entschlusse, nicht wissend, ob sie mir eine Antwort, zu der es sie drängte, geben oder damit zurückhalten sollte. Endlich entschloß sie sich zu einer verhüllten Antwort, die sich nach Belieben deuten ließ. Sie sprach, plötzlich gefahrvoll höflich werdend:

„Gott sieht das Herz an und weiß, daß das meinige ihm ganz gehört. . . Bigott schelten Sie mich! . . . Vielleicht haben Sie Recht. . . Wollten Sie sich ein Beispiel an mir und Ihrer eigenen Frau nehmen, dann würden Sie sich alsbald glücklich fühlen und in den Besuchen des Pater Lorchheimer nicht hinterlistig gegen

Sie und Ihresgleichen gesponnene Intriguen erblicken. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!"

Damit kehrte mir die geistig hochmüthige Person den Rücken und ließ mich stehen. . . Es war mir, als hätte mich Jemand mit eiskaltem Wasser übergossen! . . Was stellte denn das alte Fräulein vor? War sie heimlich katholisch geworden? Empfing sie von Pater Lorchheimer in aller Stille Instructionen? . . . Kannte sie Salvatore Morazzi, der mich zu einer Stunde besuchte, in der ich meine ganze geistige Kraft zusammennehmen mußte, um Herr der Situation zu bleiben, in die mich, ohne mein Zuthun, unerwartete, unberechenbare Ereignisse gedrängt hatten? . . Ich verließ das Haus Emerentia's von Seidenblatt ungleich sorgenvoller, als ich es betreten hatte, und wenn ich seither bisweilen etwas zerstreut mich zeigte, so war dies die natürliche Folge dieser ärgerlichen Unterredung, die ich noch immer nicht ganz in mir verarbeitet habe."

Ludwig Versmissen sprach seinen Dank gegen den Vetter aus wegen des ihm geschenkten Vertrauens, indem er zugleich hinzufügte, daß er nach dem oben Vernommenen keine Neigung spüre, dem wunderlichen Fräulein seine Aufwartung zu machen, um die ihm aufgetragenen Grüße von Sibylle Ohrdruf zu überbringen.

„Weshalb nicht?" versetzte Mathias Grant. „In der Lebhaftigkeit unserer Unterhaltung habe ich Dich

zwar anzumelden vergessen, allein das kann für Dich doch kein Abhaltungsgrund sein. Es ist besser, Du trittst Fräulein von Seidenblatt als ein ganz Unbekannter entgegen. Um so unbefangener kannst Du Dich geben und um so offener wird Emerentia gegen Dich sein. Trotz ihrer Jahre ist sie doch noch eitel, und wenn Du klug zu manövriren verstehst und sie zum Sitzen bewegen kannst oder ihr vielleicht Haus und Garten abconterfeist, so wird sie Dich nicht scheiden lassen, ohne sich gegen Dich erkenntlich zu erweisen."

„Ich will es mir überlegen," meinte der Maler. „Lieber wäre es mir, Sie machten mich mit dem lucchesischen Brüderpaar bekannt, von dem Sie mir so viel Gutes erzählten."

„Es soll noch heute geschehen," sprach Grant, indem er Versmissen die Hand reichte. „Die beiden Leute werden Dir gefallen. Es sind offene Naturen und Bigotterie ist ihnen eben so fremd wie Ziererei."

„Sie haben bei dem Brande ihre ganze Habe verloren, hörte ich erzählen?"

„Wie der unglückliche Frontelli, der mich zu seinem Erben ernannte!" sagte Grant. „Diese sonderbare Begebenheit, über die noch bis zu dieser Stunde ein undurchdringliches Dunkel schwebt, kennst Du wohl auch noch nicht?"

„Cousine Leontine hat einmal flüchtig davon gespro-

chen, doch brach sie sehr schnell und, wie es mir schien, etwas verstimmt sogleich wieder ab."

Grant erzählte seinem jungen Freunde das Nöthigste und verschwieg nicht, mit welchem sonderbaren Erbe der sterbende Seiltänzer Frontelli-Montalto ihn beschenkt hatte. „Ich war mit der Lectüre der Notizen dieses Mannes, die ich unmöglich für bloße Erfindungen halten kann, eben zu Ende gekommen, als die geheimnißvolle Persönlichkeit Salvatore Morazzi's mir gegenüberstand."

„In Ihrem eigenen Hause?"

„In demselben Zimmer, wo wir unser Wiedersehen feierten."

„Und was wollte der Mann, dessen Wesen und Charakter unergründlich zu sein scheint?"

„Zu meiner eigenen Schande muß ich bekennen, daß ich es nicht wagte, mit scharfen Fragen in ihn zu dringen," versetzte der Rathsherr. „Ein Schreiben, das er mir überbrachte, band meine Zunge. Es war ein Brief aus Rom, von jenem gelehrten Professor am deutschen Collegium, dessen Du Dich wahrscheinlich auch noch erinnerst. Er hat sich gegen mich ungemein zuvorkommend und gefällig erwiesen, und seinen Gesprächen habe ich namentlich bei den vielen Besuchen im Vatican, wo er mir als Interpret stets zur Seite blieb, außerordentlich viel zu verdanken."

„Pater Radom!" sprach Ludwig Versmissen.

„Du konntest ihn nicht vergessen haben," fuhr Grant, in die Erinnerung an Rom ganz vertieft, mit Behagen fort. „Radom empfahl mir den Ueberbringer seines Briefes so warm, daß ich völlig entwaffnet vor dem fremden Manne stand, ihn ruhig anhörte, ihn bewunderte und — es ist möglich, daß ich Unrecht gethan habe — das Vermächtniß Frontelli-Montalto's vor ihm geheim hielt."

„Sie haben Ihre Gesinnungen während Ihres Aufenthaltes in Italien zu laut kundgegeben," sagte Versmissen. „Das merken sich die klugen Köpfe, von denen man dort immer, am meisten aber in der ewigen Stadt umgeben ist. Pater Radom gilt noch jetzt für einen der verschmitztesten Jesuiten."

„Ich will es gern glauben," versetzte Mathias Grant, „nur kann das für mich kein Grund sein, den Mann von mir fern zu halten. Gerade weil er meine Gesinnungen kennt, ist er mir ungefährlich. Die Römlinge pflegen sich niemals mit nutzlosen Dingen abzugeben. Ihre Bekehrungsversuche würden an der Sprödigkeit meines Charakters, an der granitenen Festigkeit meiner Ueberzeugungen scheitern. Darum unterlassen sie es, auf mich einen Angriff zu unternehmen."

„Aber Sie haben eine katholische Gattin und Ihre Tochter gehört dem Bekenntniß der Mutter an," sprach mit Ausdruck der junge Maler.

„Nun ja," sagte Grant. „Daraus folgt, daß in

meinem Hause nichts zu bekehren ist. Ich selbst bin tolerant und lasse es mir niemals einfallen, Anderen, wären es auch meine nächsten Verwandten, meine Ueberzeugungen aufzudringen. Vielleicht gehe ich in dieser Duldsamkeit zu weit, allein ich kann nicht anders. Wer sich glücklich fühlt im Katholicismus, der bleibe es. Durch sein Bekenntniß verliert Niemand in meinen Augen, nur die Propagandisten sind mir ein Gräuel!"

„Radom ward in der Congregatio de propaganda fide erzogen," sagte Versmissen.

„Er hat es mir selbst gesagt, aber ich müßte lügen, wollte ich behaupten, er hätte mich im Sinne seiner Lehrer zu umgarnen gesucht!"

„Welche Absicht messen Sie dann diesem undurchdringlichen Morazzi zu?" fragte der Maler. „Glauben Sie, daß sich Professor Radom seiner nur als Briefbote bedient hat?"

„Nein," erwiderte Grant. „Die Reise dieses Mannes verfolgt jedenfalls größere Ziele, nur daß diese unerlaubt oder gar schlecht sein sollen, will mir nicht einleuchten."

„Woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Vermächtniß des Grafen Montalto, den ich als Seiltänzer Frontelli kennen lernte."

„Und damit beruhigen Sie sich?"

„Ich beruhige mich nicht, ich lasse die Dinge nur

wachen Auges an mich kommen. Wäre es z. B. nicht möglich, daß dieser Morazzi, den Du für einen abgefeimten Jesuiten hältst; der den verstorbenen Frontelli-Montalto allen Ernstes zur Annahme des Protestantismus bewegen wollte und sich gerade deshalb mit ihm erzürnte; der ein Vertrauter Radom's ist und sich mir gegenüber als freisinniger Denker legitimirte: wäre es nicht möglich, sag' ich, daß dieser Undurchdringliche eine politische Mission zu vollziehen hätte und, um nicht verdächtig zu erscheinen, verschiedene Gestalten anzunehmen verpflichtet wäre?"

„Würden Sie einen Menschen, der sich zu einer solchen Mission herzugeben nicht entblödete, achten? Könnten Sie ihm vertrauen?"

„Unter gewissen Voraussetzungen könnte ich es allerdings," erwiderte der Rathsherr. „Ein Staat, der sich im Zustande des Krieges Aller gegen Alle befindet, der von Parteien zerrissen ist, von denen eine immer die andere bekriegt; ein solcher Staat muß, will er dem sichern Untergange entrinnen, zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Zu Mitteln dieser Art, die nur in Ausnahmsfällen erlaubt sein mögen, gehört die Spionage. Vor dem Richterstuhle der Moral ist dieselbe gewiß nicht zu billigen, die Welt aber würde höchst wahrscheinlich längst schon in sich verrottet, wo nicht gänzlich zerfallen sein, wäre die strenge Moral zu

allen Zeiten ihr alleiniger Lenker gewesen. . . Ich sagte vorhin, das Treiben der Propagandisten, der Proselytenmacher sei mir ein Gräuel, und ich werde dies Wort auch nicht widerrufen; dennoch begreife ich vollkommen, wie gewisse Leute sich zu solcher Geschäftsmacherei hergeben können. Der Kampf für Haus und Altar zwingt sie dazu, und gerade weil dieser Kampf nie ganz zu Ende geführt werden wird, ist die Menschheit jenes ewigen Fortschrittes gewiß, der uns Gott nicht gleich, aber doch immer ähnlicher macht."

Mathias Grant war geistig ungewöhnlich angeregt. Sein Auge glänzte, seine Züge trugen den Stempel einer Intelligenz, wie sie uns nicht alle Tage begegnet.

„Ich kann Sie aufrichtig um diese Anschauung beneiden," sagte Ludwig Bersmissen. „Sie gehen noch weiter als Grevenhusen oder Ihre Toleranz ist groß, wie das Herz eines Gottes. Wären Sie in Rom gewesen, als das letzte Scrutinium Pius IX. auf den Stuhl Petri berief, gewiß, Sie hätten die Stadt der Städte, die Wiege und das Grab zweier Weltherrschaften nicht verlassen aus Furcht, es könnten sich Ihre Sinne verwirren!"

„Ich habe, so weit von Rom entfernt, gegenwärtig darüber kein Urtheil," erwiderte der Rathsherr. „Die Handlungen des Menschen, auch des selbstständigsten, werden gar zu sehr von Aeußerlichkeiten oder von Ein-

drücken bestimmt. Welchen Eindruck aber der Tod Gregor's XVI., die Wahl des neunten Pius zu dessen Nachfolger auf mich gemacht haben würde, wie kann und darf ich mir darüber hier in unserer beschränkten Handelsthätigkeit ein Urtheil anmaßen!"

Das Haus im Busch war erreicht. Grant nöthigte seinen jungen Freund, sich umzuwenden, und Ludwig Versmissen brach in lauten Jubel aus, als er das herrliche Panorama vor sich liegen sah.

„Sieh Dich nur satt daran," sprach Grant lächelnd. „Ich will inzwischen sehen, ob nach diesem Austausch unserer Ideen sich hier nicht etwas Materie vorfindet, die uns der Erde wieder mehr nähert. Und damit Du Dir über Salvatore Morazzi selber ein Urtheil bilden kannst, will ich Dir heute Abend, sobald wir uns müde geplaudert haben mit den beiden Lucchesen, die Notizen Frontelli-Montalto's zum Durchsehen einhändigen."

Achtes Kapitel.

Im Atelier der Lucchesen.

Erwartungsvoll betrat der junge Maler gegen Abend an Grant's Seite das Atelier der Lucchesen. Es war ein mittelgroßer Raum, nicht besonders günstig gelegen, aber doch hell, so daß die Gypsarbeiter wohl damit zufrieden sein konnten.

Giacomo und Cesare Maffei waren eben mit Nachbildungen der capitolinischen Venus beschäftigt, ein Kunstwerk, das Ludwig Versmissen ungezählte Male im Original bewundernd betrachtet hatte. Die Nachbildungen der geschickten Gypsarbeiter konnten für gelungen gelten und erregten schon als solche das ganze künstlerische Interesse des begabten Malers. Grant stellte die Jünglinge einander vor, wobei er nicht unterließ, von seinem Cousin nur Lobenswerthes zu sagen und von dessen jahrelangem Verweilen in Italien zu sprechen.

Es war ganz natürlich, daß die Lucchesen die von dem Rathsherrn in italienischer Sprache begonnene Unterhaltung auch in dieser fortsetzten, da sie annahmen, ein Künstler, welcher Jahre lang in ihrem Vaterlande sich aufgehalten hatte, müsse sich auch die Sprache desselben angeeignet haben. Diese Unterhaltung aber setzte Versmissen sehr bald in Verlegenheit, da er sich nur nothdürftig im Italienischen ausdrücken, schlechterdings aber kein ordentliches Gespräch darin führen konnte.

Mathias Grant scherzte über den Mangel an Sprachtalent bei seinem Vetter und forderte die beiden Lucchesen auf, sich der weniger melodisch klingenden Sprache deutscher Barbaren zur Fortsetzung des Gespräches zu bedienen.

Die Unterhaltung kam nun auch bald in Fluß und ward sehr lebhaft, da es allen daran Theilnehmenden nicht an Stoff dazu fehlte. Die Gebrüder Maffei kannten Rom zwar nicht, mit den vorzüglicheren Kunstschätzen jener wunderbaren Stadt waren sie aber recht genau vertraut. Ihr Atelier enthielt eine Menge Modelle dieser Schätze, so daß sich zu belehrendem Gespräch sogleich die Betrachtung derselben fügte, was abermals zu neuen Bemerkungen anregte.

„Es ist nur schade, daß Euch der Brand gerade die schönsten Modelle zerstört hat,“ sagte der Rathsherr, als er des berühmten Torso ansichtig ward, der,

arg verstümmelt, auf einem der Gesimse in dunkler Ecke stand. „Ich fürchte, es wird Euch doch nicht möglich werden, diese Verletzungen ganz aus dem Gedächtniß wieder herzustellen, und so werde ich wohl auf gute Nachbildungen sowohl dieses Kunstwerkes wie des Laokoon und des sterbenden Fechters verzichten müssen."

Giacomo Maffei versprach seinem Gönner das, was ihm zu leisten die Verhältnisse augenblicklich nicht gestatteten, später, wenn er in sein Vaterland zurückgekehrt sein werde, nachzuliefern.

„Ich hoffte, nicht so lange warten zu müssen," fügte er hinzu. „Maria Emanuele Frontelli hatte uns versprochen, die beim Feuer erlittenen Verluste uns zu ersetzen. Leider hat er sein Wort nicht gehalten und ist wohl auch nie wieder hier gesehen worden!"

Mathias Grant verstimmte die Erwähnung dieses Namens, an den sich für ihn mancherlei Erwartungen knüpften, die bisher noch nicht in Erfüllung gegangen waren.

„Sprechen wir nicht weiter von diesem Wortbrüchigen," sagte er abwehrend. „Zu spät bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Ihr in Eurer Unbefangenheit den zweideutigen Charakter dieses Menschen richtiger erkanntet, als ich in meiner hoffnungsvollen Voreingenommenheit. Er hat seine freilich ganz werthlose Reisetasche zu ewigem Andenken da liegen lassen,

wo ihn gewisse Personen wahrscheinlich in langer Zeit nicht vergessen werden."

„Sagten Sie nicht, Frontelli sei durch einen Sturz vom Seile um's Leben gekommen?" fiel Ludwig Versmissen ein.

„Allerdings," versetzte der Rathsherr, „wir haben aber der Frontelli bereits drei, von denen der eine noch Lebende leider verschwunden, der andere mir noch gar nicht sichtbar geworden ist. Auseinandersetzen kann ich Dir die näheren Verhältnisse, die mich noch immer häufig beunruhigen, augenblicklich nicht. Lies, was ich Dir zu geben versprochen, aufmerksam durch, und theile mir alsdann Deine Ansichten mit. Du wirst reichlichen Stoff zum Nachdenken daraus schöpfen."

Versmissen drang nicht weiter in seinen Vetter. Er vertiefte sich mit Wohlbehagen in ein Gespräch über Kunst und Kunstgebilde mit den beiden Brüdern und fragte dann: ob sie nicht Lust hätten, mit ihm zugleich die Rückreise in ihr schönes Vaterland anzutreten?

„Ich muß allerdings vorher noch einen weiten Umweg machen, der mich möglicherweise einige Monate aufhalten kann," fügte er hinzu. „Indeß wäre dies keine Störung unseres Zusammenreisens, noch darf es Euch abhalten, mir Gesellschaft zu leisten. Der Mann, den ich besuchen will und muß, liebt Euer Land und

Euer Volk wie ich und dieser Herr. Ihm wird es nur angenehm sein, wenn ich ihm verwandte Seelen zuführe, mit denen er von Gegenständen ungenirt sprechen kann, die ihm am Herzen liegen. Herr Grevenhusen wird uns Alle aufrichtig willkommen heißen."

Die Lucchesen dankten dem Maler für dies wohlwollende Anerbieten und versprachen, sich die Sache zu überlegen.

„Es kommt Alles darauf an, wie sich unser Verdienst in den nächsten Monaten gestaltet," meinte Cesare Maffei. „An Aufträgen fehlt es uns nicht, einige darunter sind aber der Art, daß sie bedeutenden Zeitaufwand erfordern und doch nur wenig lohnen."

„Lehnt sie ab!" sprach Grant. „Künstler sind keine Handwerker. Was sie schaffen, kann man ihnen eigentlich niemals gut genug bezahlen!"

„Wären Sie doch ein Krösus oder ein mächtiger Fürst!" rief Ludwig Versmissen. „Wie sorgenfrei würde dann eine Anzahl unbemittelter Talente leben und wie herrliche Werke würde die Mitwelt aus den schöpferischen Händen so Beschützter hervorgehen sehen!"

Cesare Maffei zuckte die Achseln.

„Wir sind und bleiben eben abhängig," sagte er, „obwohl wir der Gönner mehrere gefunden haben."

Er reichte bei diesen Worten dem Rathsherrn die

Hand und drückte sie, einen Blick aufrichtigen Dankes diesem zuwerfend.

„Wer hat Euch denn neuerdings auf so unpassende Weise mit Aufträgen beehrt?“ fragte Mathias Grant.

Giacomo Maffei lächelte, indem er erwiderte:

„Sie werden es kaum glauben, Padrone. Herr Senator Unstätten hat uns durch Vermittlung des Herrn Pfarrers zu sich beschieden und uns beauftragt, die katholische Kirche, umgeben von dem zusammengestürzten Gemäuer, den schwarzen Ruinen des schrecklichen Brandes, in treuer Copie nachzubilden. Hätten wir dies Anerbieten von der Hand gewiesen, so würde man unsern Aufenthalt hier abzukürzen versucht haben. Es war dies vielleicht geheime Absicht der Antragsteller; denn daß wir nicht gegangen wären, ohne Einsprache zu erheben und in unserer Bedrängniß Ihre bekannte Güte, Padrone, noch einmal in Anspruch zu nehmen, konnten sich beide Herren wohl selbst sagen. Um nun Ihnen und uns selbst jeden Verdruß zu ersparen, versprachen wir, den Auftrag zu vollziehen. Die Arbeit wird aber voraussichtlich ein paar Monate erfordern, soll sie, was doch unser Bestreben sein muß, gut ausfallen und unserm Namen als Gypsmodellirer keine Schande machen.“

Grant lächelte verächtlich.

„Das sieht dem tückischen Schleicher ganz ähnlich,“

sagte er. „Lieb wäre es mir doch gewesen, Ihr hättet mich diesen Auftrag wissen lassen. Nur um meinen hartnäckigen Gegnern zu beweisen, daß ich weder nachgebe, noch ihre Intriguen fürchte, hätte ich mich für Euch in's Mittel gelegt, und glaubt mir, weder Senator Unstätten noch Pastor Lorchheimer hätten Euch ein Haar gekrümmt! Beide treiben mich nicht zum Aeußersten, ich aber bin längst schon mit mir einig, einen entscheidenden Schritt zu thun, um mit Einem Schlage Alle für immer verstummen zu machen."

„Vielleicht kann ich Euch behilflich sein, die begehrte Nachbildung vollenden zu helfen," meinte Versmissen. „Obwohl ich vom Formen in Gyps nur ganz oberflächliche Kenntnisse besitze, könnte ich Euch doch wohl als Architekturzeichner nützlich werden. Die geschwärzten Brandruinen rund um die erwähnte Kirche sind ungleich malerischer als diese selbst. Ich habe mir sie schon mehrmals betrachtet und bin entschlossen, sie in einer Gruppe zu zeichnen, die ich meiner freundlichen Cousine als Andenken bei meiner Abreise zu überreichen gedenke."

„Mache die Zeichnung fertig und hilf meinen Schützlingen!" sprach Grant sehr befriedigt. „Dem Herrn Senator werde ich mich gelegentlich erkenntlich zeigen, wenn der Plan zum Neubau der abgebrannten Straßen im Rathscollegium zur Sprache kommt."

Nach dieser Abschweifung ging das Gespräch wieder auf Gegenstände der Kunst über und es ward von allen Seiten manches bedeutende, anregende Wort geäußert, wodurch das Interesse Ludwig Versmissens für das Streben der Lucchesen sich immer mehr steigerte.

„Ihr müßt frühzeitig auf künstlerische Bahnen geleitet worden sein," sprach er. „Statt nordwärts über die Alpen zu gehen, hättet Ihr südwärts wandern und Euch in Rom, dem Mittelpunkt aller künstlerischen Thätigkeit, niederlassen sollen!"

„Unser Wunsch und Wille war das allerdings," erwiderte Giacomo, „und ohne den plötzlich erfolgenden Tod unseres Vaters hätten wir diesen Plan wohl auch ausgeführt."

„Euer Vater war selbst Künstler?" fragte Versmissen.

„Er konnte sich dafür ausgeben, obwohl er genöthigt war, als Mosaikarbeiter sich zu ernähren. Diese Arbeit brachte ihm den Tod. Ein feiner Steinsplitter verletzte das Innere seines Auges. Er achtete der anfänglich unbedeutenden Wunde nicht, bis sie sich entzündete, eine höchst schmerzhafte Geschwulst hervorrief und endlich das Gehirn afficirte. Eine Gehirnlähmung machte seinem Leben ein Ende! ... Da traten für uns schlimme Tage ein! Ersparnisse hatte der arme Vater, der immer nur für das tägliche Brod sich abmühen mußte,

nicht zurücklegen können. Es war kaum so viel Geld im Hause, daß wir den Verblichenen bestatten lassen konnten! Kaum aber ruhte er in geweihter Erde, so fanden sich einige Gläubiger ein, von denen der hartnäckigste den Todten noch im Grabe lästerte und uns zwang, in die Fremde zu gehen."

„Wahrscheinlich gehörte dieser Herzlose zu der Partei der Kopfhänger, die keine Frühmesse versäumen," meinte Grant.

„Es war ein Jugendgenosse unseres Vaters," erwiderte Cesare, „ein Mann, den wir immer für unser Aller Freund gehalten hatten. Er wies aber nach, daß der Vater vor vielen Jahren von ihm ein Darlehn erhalten, allein nie an dessen Rückzahlung gedacht hatte! — Nach dem Tode des Armen, nun sich von Geld und Geldeswerth bei ihm nichts vorfand, wollte er nicht länger warten."

„Wie nannte sich denn der wackere Freund?" fragte der Rathsherr. „Es macht mir seit einiger Zeit Vergnügen, die Namen aller derer mir zu notiren, die Nächstenliebe heucheln, blos um gelegentlich sich selbst den Säckel zu füllen."

„Bartolomeo Vestucci," sagte Giacomo. „Er bekleidete die Stelle eines Küsters an der Hauptkirche, hat aber eine vornehme Verwandtschaft. Ein älterer Bruder von ihm lebt in Rom und zwar, wie er unserm

Vater mehrmals erzählte, in unmittelbarer Nähe des Papstes."

„Doch nicht etwa Monsignore Tommaso Vestucci?" fiel Mathias Grant ein. „Erinnerst Du Dich, Ludwig? . . . Dieser Monsignore, ein mittelgroßer Mann von den feinsten Manieren und einem äußerst klugen Gesicht, das nur ein Zug stereotypen Lächelns verunstaltete, verschaffte uns den Eintritt in die Sixtinische Kapelle zu einer Zeit, wo man diese Fremden für gewöhnlich nicht zu öffnen pflegt. Er sprach, was uns besonders auffiel, zugleich aber auch zu ihm hinzog, fast ganz richtig Hochdeutsch."

„Wohl erinnere ich mich des stets sehr freundlichen Monsignore," sagte Versmissen. „Ich bin ihm später noch mehrmals begegnet, habe ihn aber nur ein einziges Mal noch gesprochen und zwar in den Thermen des Antonin und Caracalla. Damals begleitete er zwei Engländer, einen Schweden und drei Damen, von denen mich nur die Jüngste, eine wunderliebliche Blondine mit großen dunkeln Augen, die ich Angela nennen hörte, interessirte."

„Es ist der Bruder unseres Drängers," sprach Giacomo Maffei. „Falls wir eines Tages Rom noch betreten sollten, werden wir Alles aufbieten, um uns Zutritt zu diesem ohne Zweifel einflußreichen Manne zu verschaffen. Es wäre doch möglich, daß er uns,

die wir ja nichts verschuldet haben, durch Empfehlungen nützen und unser Glück mit begründen helfen könnte."

„Wenn er wollte, würden sich dem Monsignore gewiß viele Thüren öffnen," bemerkte Grant. „Wer aber mag diesen geistlichen Herren trauen! Sie haben immer zwei- und dreierlei Meinungen, und dieser Tommaso Vestucci, der in der Gunst des verstorbenen Papstes so hoch stieg, muß eine ganz besondere Gabe, seine Gedanken zu verbergen, oder sich Andern zu fügen, besessen haben, sonst wäre er nicht zu solchen Ehren gelangt. Jetzt freilich dürfte sein Einfluß sich verringert haben, wenn er nicht eben ein sehr brauchbares Werkzeug der Kirche ist, unter deren Hauptträger ihn Viele zählen wollten."

Es klopfte jetzt leise an die Thür des Ateliers der Lucchesen, und als Mathias Grant öffnete, blickten ihn die hellen, unschuldigen Kinderaugen Felicia's an, welche den Vater nebst dem heitern Cousin und den beiden Gypsarbeitern zum Abendbrod rufen wollte.

„Tritt nur herein, kleiner Schelm," sprach der Rathsherr, der Tochter winkend. „Es ist hier freilich kein Putz- und Toilettenzimmer, wer sich aber für Künstler interessirt, muß auch wissen, wie es in Künstlerwerkstätten aussieht. — Komm, ich will Dich herumführen, während unsere fremdländischen Gäste sich in Glanz wer-

fen. Die Mutter wird wohl entschuldigen, daß wir, ein Lieblingsthema berührend, so lange geplaudert haben."

Neugierig schüchtern trat Felicia in die nichts weniger als wohnlich eingerichtete Werkstätte, betrachtete lächelnd die mancherlei Thon- und Gypsfiguren, die ihr der Vater zeigte, machte bald eine treffende, bald eine naive Bemerkung, und schien sich in der ihr neuen Welt ganz wohl zu gefallen. Grant vermied, Felicia Statuetten zu zeigen, die sich für das Auge eines jungen Mädchens nicht recht passen, dagegen verweilte er längere Zeit bei andern Thongebilden und erklärte der Aufmerksamen den Gebrauch der verschiedenen Spatel, deren sich die Luchesen beim Modelliren bedienten.

Darüber vergingen schnell mehrere Minuten. Die jungen Künstler hatten sich umgekleidet, und Alle folgten dem gefälligen, wohlwollenden Grant in heiterster Stimmung nach dem Speisezimmer im Vorderhause, wo heute auch Leontine die Honneurs der Hausfrau mit liebenswürdigem Anstande machte.

Während des Abendtisches unterhielt man sich vortrefflich. Hauptgegenstand des Gespräches war das Vaterland der Luchesen, namentlich aber Rom, das sowohl der Rathsherr wie Ludwig Versmissen als ihre zweite geistige Heimath betrachteten. Die Mittheilungen sind

Erzählungen unterhielten auch Leontine, und da man klug vermied, das Gespräch auf kirchliche und religiöse Gegenstände abschweifen zu lassen, so kam kein Mißton in die schöne Harmonie, die heute einmal ausnahmsweise im Hause des Rathsherrn herrschte und Allen den Aufenthalt daselbst gleich angenehm machte.

Es war spät geworden, als man sich trennte. Mathias Grant, von dem Gespräch angeregt, zeigte ein von Glück strahlendes Gesicht.

„Junge," sprach er, den Vetter an sich drückend, nachdem sich die Lucchesen bereits entfernt hatten, „wenn ich mich hier losmachen kann, ohne daß ich zu große Verluste dabei zu erleiden habe, gehe ich mit Dir nach Rom! Ich muß das Leben mit eigenen Augen sehen, das sich dort seit drei Vierteljahren entwickelt hat!"

„Ich werde Sie beim Worte halten, Vetter," versetzte Versmissen. „Vorläufig bitte ich um die versprochenen Notizen, die mich erleuchten sollen."

„Bald hätt' ich sie vergessen!" rief der Rathsherr. „Ich habe sie schon bereit gelegt. . . . Komm! . . . Nur bedinge ich mir aus, daß Du Dich nicht jetzt an die Lectüre dieser wunderlichen Papiere begibst! Du würdest Dir die Nacht damit verderben und morgen mit einem wüsten Kopfe aufstehen!"

Ludwig Versmissen versprach die Lectüre bis auf den nächsten Tag oder, wenn Grant es wünsche, auch noch länger zu verschieben, worauf dieser dem Vetter das Vermächtniß Frontelli-Montalto's überreichte.

Neuntes Kapitel.

Gespräche unter Freunden.

Wieder vergingen einige Tage, an denen Mathias Grant den Seinigen kaum auf kurze halbe Stunden zu Gesicht kam. Die städtischen Angelegenheiten, besonders der Wiederaufbau des abgebrannten Stadttheiles, führte zu Zwistigkeiten im Rathscollegium, welche unsern Freund doch härter berührten, als er zugeben wollte. Er vergaß darüber seine häuslichen Verhältnisse, die ihn oft genug beunruhigten, und ließ den Dingen daheim bisweilen ihren Lauf.

Ludwig Versmissen war Grant in dieser Zeit noch flüchtiger begegnet. Es blieb ihm kaum Zeit zu einem freundlichen Gruße. Der Maler seinerseits war, da es die Witterung erlaubte, viel außer dem Hause. Man sah ihn oft in Gesellschaft der beiden Lucchesen bald durch die pittoresken Umgebungen der Stadt streifen, bald auf den Ruinen in unmittelbarer Nähe der katho-

lischen Kirche. Hier zeichnete Ludwig Versmissen sehr fleißig, und im Hause des Rathsherrn half er gewöhnlich den Gypsarbeitern in ihrem Atelier oder er vertiefte sich mit den jungen Leuten in Gespräche, die alle Drei das Nächste vergessen ließen.

Das Vermächtniß Frontelli-Montalto's hatte der Maler mit vielem Interesse durchgelesen. Es machte ihn nachdenklich, ohne ihn gerade zu ängstigen. Am meisten beschäftigten ihn drei Persönlichkeiten, deren Namen mehrmals in den Aufzeichnungen des verstorbenen Seiltänzers vorkamen und von denen zwei bereits wiederholt auch die Lebenskreise seines Cousins berührt hatten. Es war dies der verschwundene Maria Emanuele Frontelli und jener Salvatore Morazzi, dessen Charakter völlig undurchdringlich zu sein schien. Endlich war in den Notizen des unglücklichen, vom Klerus verfolgten Mannes von einer Marchesa Castelcaccio die Rede.

Dieser letztere Name machte Ludwig Versmissen viel zu schaffen. Er ging mehrere Tage lang still mit sich zu Rathe, ob es wohl verständig sei, dem nichts ahnenden Vetter das, was er über die deutsche Marquise von Grevenhusen gehört hatte, mitzutheilen? War diese wunderbar fesselnde Zauberin am Fuße des tarpejischen Felsens die nämliche Person, von welcher der unglückliche Graf Montalto in seinen Notizen sprach, bei wel-

cher die Schwester des Verstorbenen ein Asyl gefunden haben sollte: dann konnte es ja immerhin dem Rathsherrn gelingen, auch den Bruder des Seiltänzers wieder aufzufinden. Freilich hatte Mathias Grant nicht direct ein Interesse an diesen Nachforschungen, nur in so fern auf seine eigene Person von Menschen, mit denen er früher nie zusammengekommen war, ein bedeutendes Gewicht gelegt wurde, konnte ihm das Vermächtniß des sterbenden Grafen unmöglich gleichgiltig sein. Es mußte zwischen diesen für Grant noch halb mythischen Personen und seiner Familie ein geheimnißvolles Band oder ein Zusammenhang bestehen, wodurch irgend etwas dem Lichte des Tages noch Verborgenes erreicht oder etwas im Werden Begriffenes vernichtet werden sollte.

Der Maler, mit jesuitischem Wesen oberflächlich vertraut, vermuthete, der Aufenthalt Grant's in Rom und seine rücksichtslosen Aeußerungen über das Unhaltbare, Verderbliche, Faule im Wesen der katholischen Hierarchie habe ihm unerbittliche Feinde geschaffen, die im Geheim Alles aufböten, um den einflußreichen Mann entweder zu sich herüber zu ziehen oder ihn von seiner Familie, die ja dem Protestanten fern stand, nach und nach loszulösen. Ludwig Versmissen nahm ferner an, der verunglückte Seiltänzer habe dem Rathsherrn mündlich noch mehr eröffnen wollen, als die spärlichen Notizen ihm sagen konnten, und nur der unvermuthet schnell

erfolgende Tod möge ihn an der Ausführung dieses löblichen Vorhabens verhindert haben.

Um nicht etwas Thörichtes oder seinem Cousin gar Nachtheiliges zu thun, entschloß sich der Maler, gesprächsweise den Lucchesen Alles das zu entlocken, was diesen von dem Rathsherrn so sehr bevorzugten Brüdern während ihres Aufenthaltes über die Familie seines Verwandten etwa bekannt worden sein möchte. Aus den Gesprächen mit Grant hatte er ja schon erfahren, daß die Gypsarbeiter wiederholt mit dem verschwundenen Maria Emanuele Frontelli verkehrten, diesem ihrem eigenen Landsmanne aber weniger Vertrauen schenkten, als der sanguinische Rathsherr, der sich von den Aeußerungen des Fremdlings über die großen Vorgänge in Rom völlig bestechen ließ. Pater Lorchheimer kannte den Mann ebenfalls und wußte unbedingt mehr von ihm, als jeder Andere. Auch der Pater Salvatore Morazzi, der sich dem verstorbenen Seiltänzer gegenüber als ein Mann gezeigt hatte, welcher im Begriff stehe, der Mutterkirche für immer untreu zu werden, dem Rathsherrn aber als freisinniger Mann, als politischer Sendling entgegentrat und sich durch Briefe von Freunden Grant's bei diesem vollkommen legitimirte, stand mit Pater Lorchheimer in Verbindung.

Daß eine solche Verzweigung verschiedener Thätigkeiten auf keiner klaren sittlichen Basis ruhen könne,

leuchtete Versmissen ein, und um den braven, redlich strebenden Vetter vor größerem Unglück zu bewahren, hielt er es für erlaubt, seine Zuflucht ebenfalls zu geheimen Mitteln zu nehmen, ohne sich dabei irgend einer unwürdigen oder gar schlechten Handlung schuldig zu machen.

Ludwig Versmissen's Gespräche mit den beiden Lucchesen führten, wenn nicht zu genügenden Aufklärungen, doch zu mancher Aeußerung, welche den Maler in seinem Verdacht nur bestärkte. Eine im Finstern schleichende Macht, welche Mathias Grant in der ehrlichen Geradheit seines Charakters gar nicht ahnte, legte heimlich Schlingen um seine Füße, in die er sich eines Tages verwickeln mußte. Ohne Zweifel ward von den Gegnern des Rathsherrn, dessen Freisinnigkeit Vielen ein Dorn im Auge war, nichts Anderes beabsichtigt, als die Untergrabung seines bürgerlichen Wohlstandes und seines ehrlichen Namens. Man mußte dem gefährlichen Manne die Macht rauben, welche in der modernen Gesellschaft das größte Ansehen hat. Ein materiell ruinirter Geschäftsmann, mochte er Andere auch geistig weit überragen, war Niemand gefährlich. Die Welt, vor Allem die gesellschaftliche, durch eine gewisse Bildung in sich geschlossene, einen Staat im Staate bildende Welt urtheilt weit mehr nach dem Schein, als die unverdorbene Menge, welche die Waffen der Afterbildung nicht zu handhaben versteht.

Als Ludwig Versmissen seiner Sache ziemlich gewiß zu sein glaubte und die ihm zu Gebote stehenden Mittel erschöpft waren, wartete er eine günstige Stunde ab, um mit seinem Cousin Rücksprache zu nehmen. Diese fand sich, wie die beiden Lucchesen den Rathsherrn mit dem fertigen Modell der katholischen Kirche überraschten, das später mit den sie umgebenden Ruinen in Gyps nachgebildet werden sollte.

Mathias Grant lobte die Arbeit der geschickten Italiener mit Sachkenntniß und ermahnte sie, in ihren künstlerischen Bestrebungen fortzufahren. Dann nahm er seinen Vetter bei Seite und fragte ihn: wie er es zu halten gedenke? Ob er allein abreisen oder die beiden Brüder mitnehmen wolle?

„Ich möchte es bald erfahren," setzte er hinzu, „um meine Vorkehrungen für die Zukunft treffen zu können. Nach Italien kann ich vor der Hand Dich nicht begleiten, aber verreisen werde ich doch. — Es sind mir Anerbietungen von Wichtigkeit gemacht worden, die wahrscheinlich schon nach Jahr und Tag zu einer Uebersiedelung führen. Ehe ich jedoch einen Entschluß fasse, muß ich das Terrain erst kennen lernen, auf dem ich später wirken soll. Mein vorläufiges Reiseziel wird vermuthlich Triest sein."

„Auch ich würde meine Reiseroute dahin nehmen, müßte ich Grevenhusen nicht Wort halten," erwiderte

Versmissen. „Ueberhaupt habe ich mit diesem vielgereis'ten Gelehrten manches Wichtige zu besprechen. Ewig schade, daß Sie mit dem wackern Manne nicht auch noch einmal zusammentreffen können!"

„Später, mein Junge, später!" sagte der Rathsherr. „Man muß das Wichtigste immer zuerst thun."

„Gewiß, Vetter, nur darf man über dem Wichtigsten auch nicht das vergessen, was uns früher einmal wichtig erschien."

„Mit meinem Willen soll das auch nicht geschehen."

Ludwig Versmissen lächelte.

„Dann spielt Ihnen Ihr mit zu vielen Dingen beschäftigtes Gedächtniß einen Streich, der Sie später doch ärgerlich machen könnte!" sagte er. „Bedenken Sie, welche Papiere ich noch von Ihnen in Händen habe! Sie haben dieselben nie wieder von mir zurückgefordert!"

„Ach, mein Junge," versetzte Mathias Grant ziemlich sorglos, „vergessen hab' ich das Vermächtniß des armen Frontelli nicht, ich hatte nur keine Zeit, mich in der aufgeregten Gegenwart mit schattenhaften Gestalten zu beschäftigen, die ich auf keine Weise mir nahe zu rücken vermag. Ehe Du von mir gegangen wärst, hätte ich Dir die alten Papiere schon abgefordert! — Uebrigens wartete ich auf Dich und meinte immer, Du solltest mir einmal mittheilen, wie die „Fulminanti" Mon-

talto's auf Dich gewirkt haben! Mir, wie gesagt, kann zur Zeit weder Nutzen noch Schaden daraus erwachsen."

„Und wenn Sie sich irrten, Vetter?"

„Diesmal kann ich mich nicht irren."

„Es stehen sonderbare Dinge in den Fulminanti."

„Ich wünschte, sie wären etwas verständlicher gehalten."

„Ist Ihnen nicht ein Name aufgefallen, der einige Male darin vorkommt?"

„Mir sind nicht alle Namen mehr erinnerlich."

„Die Marchesa Castelcaccio ist eine bekannte Persönlichkeit."

„Kennst Du sie vielleicht?" fragte der aufmerksamer werdende Rathsherr.

„Zu meinem Bedauern muß ich diese Frage verneinen, Vetter," erwiderte Versmissen, „wahrscheinlich aber haben Sie einige Male mit dieser interessanten Dame zu Nacht gespeist."

Mathias Grant konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht enthalten. Er hob drohend den Finger gegen den Maler und sagte:

„Flüstere Leontine keine Thorheiten in's Ohr, Junge! Obwohl wir uns vor Liebe gerade nicht mehr mit Haut und Haar verschlingen, würde ich doch sehr spitze Redensarten hören müssen, hätte sie die geringste

Ursache, mich in Verdacht zu haben, daß ich drüben über den Bergen verbotene Wege gewandelt wäre!"

Ludwig Versmissen mußte ebenfalls lachen.

„Sie mißverstehen mich gewaltig, Vetter," gab er zur Antwort. „Die Dame, von der ich spreche, mag den Seelen derer, die häufig mit ihr verkehren, gefährlich werden, in anderer Weise verführt sie gewiß Niemand mehr. Ich habe nämlich Grund anzunehmen, daß sie in dem ehrwürdigen Alter steht, das man gewöhnlich Großmüttern beilegt. Die Marchesa Castelcaccio, auch die deutsche Marquise genannt, pflegt Landsleute, die sich längere Zeit in Rom aufhalten, in ihrem, wie man sagt, gastfreien und gemüthlichen Hause nach ächt norddeutscher Sitte mit Thee, Backwerk und Butterbrod zu bewirthen. Freund Grevenhusen hat die Abendzirkel dieser geistreichen Frau, wie er mir voll Begeisterung erzählte, ziemlich häufig besucht."

„Grevenhusen!" wiederholte Mathias Grant. „Er war überhaupt sehr für geselliges Leben, was ich zu vermeiden suchte, um die Eindrücke der römischen Welt möglichst unmittelbar auf mich wirken zu lassen. Aus diesem Grunde habe ich persönliche Bekanntschaften in Rom nicht eigentlich gesucht, Anknüpfungen, die mich im Genießen des rein Gegenständlichen hätten stören können, sogar vermieden. Ich kann Dich also versichern,

daß ich in Rom nicht einmal den Namen der Marchesa Castelcaccio gehört habe, wohl aber ward von der deutschen Marquise häufig gesprochen. Sie ist, wie deutsche Künstler behaupteten, eine durchtriebene, aber sehr leutselige Dame, die im Dienst des Jesuitenordens steht und für dessen Zwecke mit Eifer, großer Klugheit und außerordentlicher Ausdauer wirkt. Grund genug für mich, den Ketzer und Gegner aller Jesuiten und ihrer Werkzeuge, mich von dem Hause dieser schlangenzüngigen Intriguantin fern zu halten! Aber Du hast Recht, Ludwig! . . Gibt es der Marchesen Castelcaccio nicht etwa einige, so würden ihr die Schicksale der Familie Frontelli nicht unbekannt geblieben sein, und ich wäre allerdings gewillt, mich unter der Hand nach diesen zu erkundigen."

„Sobald ich Rom wieder betrete," sagte Versmissen, „lasse ich mich bei der deutschen Marquise melden. Die Empfehlung, welche Freund Grevenhusen mir mitzugeben versprochen hat, wird mir die Thür der alten Dame schon öffnen, und es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ich, gewarnt und argwöhnisch, wie ich bin, nicht etwas von ihren Geheimnissen und ihren Verbindungen erlauschen sollte! . . . Nur sein Sie hier, lieber Vetter, auf der Hut, und trauen Sie dem Landfrieden nicht zu sehr! . . . Gewisse Leute wollen Ihnen nicht wohl. . . Das müssen Sie aus dem Vermächtniß

Frontelli-Montalto's doch herausgelesen haben, das ich Ihnen morgen wieder zurückgeben werde."

„Es gab bisweilen Augenblicke, wo ich mich von ähnlichen Voraussetzungen ängstlich machen ließ," versetzte Mathias Grant, „lange indeß habe ich mich solchen Befürchtungen doch nicht hingegeben. Ich weiß keinen rechten Grund ausfindig zu machen, der etwaigen religiösen oder politischen Gegnern zu so heimlich angelegten Verfolgungen Anlaß geben könnte. Eine eigentlich politische Stellung im Staate nehme ich nicht ein, eine politische Rolle zu spielen fühlte ich bis jetzt keinen Drang in mir. Und auch als geistiger Agitator kann ich meinen Gegnern nicht so gefährlich erscheinen, daß sie mich heimlich verfolgen müßten. Aus meinen Gesinnungen mache ich ja gegen Niemand ein Hehl. Ich bin also ein Feind mit offenem Visir, ein Feind, der weder Panzer noch Schild führt, um etwa ihm zugedachte Streiche stets pariren zu können."

„Aber Sie besitzen einen großen Anhang, Vetter," warf Ludwig Versmissen ein. „Sie haben es oft genug ausgesprochen, daß Sie nichts sehnlicher wünschen, als eine Regeneration des Urchristenthums, und daß Sie diese so lange für unmöglich, ja für unausführbar erachten, als der Vatican die uneinnehmbare Burg der katholischen Kirche, ja die Zwingburg der ganzen katholischen Welt ist und bleibt!"

„Nun ja," sagte Grant, das helle Auge frei aufschlagend und mit stolzem Selbstbewußtsein um sich blickend. „Warum soll ich mit meinen innersten Gedanken zurückhalten? Es ist heilige Pflicht jedes Ehrenmannes, für seine Ueberzeugung zu kämpfen und etwas zu wagen. Lassen wir uns mit bloßen Wünschen genügen, so kommen wir nie und nimmer vorwärts! . . Ich bin kein Freund ungestümen und unvorsichtigen Dreinschlagens, aber günstige Zeitpunkte zum Handeln lasse ich nicht gern unbenutzt vorübergehen. . . Lebte ich jenseits der Berge, so träte ich wohl anders auf, hier, wo die Herrschaft des Pfaffenthums längst gebrochen ist, braucht man nicht ängstlich zu sein. Hindern uns Agitatoren für den Fortschritt in Staat und Kirche, im politischen, wie im religiösen Leben die Regierungen nicht etwa, — vor den Hemmnissen, die uns die Klericalen bereiten könnten und ganz gewiß auch möchten, ist mir nicht bange."

Ludwig schwieg. Er hielt es nicht für Recht, einen so edeldenkenden, so ohne alle Hintergedanken ein großes Ziel verfolgenden Mann durch kleinliche Einreden zu entmuthigen. Obwohl er dem Rathsherrn auch jetzt, wie schon früher in Rom, nicht immer beistimmen konnte, mochte er ihm doch auch nicht widersprechen, weil es ihm einleuchtete, daß Grant immer nur das Rechte, wenn schon in etwas schroffer Form, wolle.

„Schlagen Sie wenigstens meine wohlgemeinten Worte nicht ganz in den Wind, Vetter!“ sprach er. „Ihr ernster und reiner Wille wird Sie gewiß dann auch das Richtige finden lassen. Nächster Tage schreibe ich an Grevenhusen, um ihm mein baldiges Eintreffen anzukündigen. Dann will ich auch schließlich noch Fräulein von Seidenblatt besuchen. Muhme Ohrdruf ist ganz böse, daß ich ihr nicht schon ein Langes und Breites über ihre Jugendfreundin gemeldet habe. Erzürnen aber darf ich mir die gute Muhme nicht, denn — er machte eine bezeichnende Handbewegung — sie hat mich meiner Liebenswürdigkeit wegen in's Herz geschlossen! Das aber ist einer Gegenliebe werth.“

Mathias Grant billigte den Vorsatz des Malers, ermahnte ihn, das liegen gebliebene Porträt Felicia's vor seiner Abreise noch zu vollenden, und empfahl ihm bezüglich des unter ihnen verhandelten Gegenstandes Schweigen gegen Freund und Feind.

Zehntes Kapitel.

Ueberraschender Nachweis.

Emerentia von Seidenblatt hatte seit einigen Tagen ihren Schülerinnen Ferien gegeben. Sie litt an gichtischen Gesichtsschmerzen und befand sich in Folge dieses Leidens nicht in bester Stimmung. Trotzdem brauchte sie ihrer Gewohnheit nach keinen Arzt, sondern verordnete sich selbst diejenigen Mittel, die sie zur Linderung ihres fatalen Zustandes für die geeignetsten hielt.

Im Sopha ihres Wohnzimmers lehnend, hüllte den Kopf des alten Fräuleins ein großes Tuch dergestalt ein, daß wenig mehr von ihrem Gesicht als Augen, Mund und die dünne spitze Nase zu sehen war. Emerentia hatte sich selbst ein halbes Dutzend ihrer Lieblingsthiere verordnet, und ruhte jetzt, von den peinigenden Schmerzen und dem Blutverluste erschöpft, ihren Gedanken nachhängend aus.

Da ließ sich der Maler Ludwig Versmissen durch das Hausmädchen anmelden.

Der Cousin Grant's wollte, als er von dem Mädchen hörte, daß Fräulein von Seidenblatt leidend sei, unangemeldet sich wieder entfernen. Das aber gestattete die ängstliche Dienerin nicht, da ihr das Abweisen eines Besuches ihre Stelle bei dem sehr eigensinnigen Fräulein gekostet haben würde.

„Versmissen?" sagte Emerentia, das meldende Mädchen mit durchbohrend kaltem Blicke ansehend. „Jung oder alt?"

„Herr Versmissen ist ein schöner, junger Mann," fuhr das Mädchen wohlgefällig lächelnd fort. „Und er trägt sich so besonders."

„Wie besonders?" fragte das Fräulein mürrisch. „Personen von Deiner Gattung müssen gar nicht wissen, wie Männer aussehen!"

„Mein Gott," fiel das Mädchen ein, „wenn ich das nicht wüßte, würden mich das gnädige Fräulein gewiß sehr ungnädig nach der so eben an mich gerichteten Frage angesehen haben."

Emerentia von Seidenblatt rollte ihre großen, grauen Augen in erschreckender Weise, streckte die hagere Hand gegen die Dienerin aus und herrschte ihr gebieterisch zu:

„Vorlassen! dann in die Küche gehen und nicht horchen!“

Das Mädchen entfernte sich schweigend und Ludwig Versmissen trat, angethan mit seinem römischen Sammetrocke, in das Zimmer der Dame, die er kennen zu lernen schon längst gewünscht hatte, obwohl ihn ein unklares Etwas immer wieder von seinem Vorsatze abbrachte.

„Bitte, Platz zu nehmen, junger Herr — mir gegenüber,“ sagte das Fräulein, ohne den eingehüllten Kopf zu bewegen. „Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich Sie so ungebührlich zu empfangen durch Unwohlsein genöthigt bin. Was verschafft mir die Ehre . . .“

Emerentia beendigte den Satz nicht, vielleicht weil der ideale Kopf Versmissens, der ihr jetzt erst sichtbar wurde, sie zu sehr überraschte. Nicht geringer war der Eindruck, welchen der Anblick des Fräuleins auf den Maler machte. Dieser blieb wie gebannt stehen und seine Blicke klammerten sich dergestalt fest an das Antlitz Emerentia's, daß diese davon betroffen ward und in Verwirrung gerieth.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir!“ rief Emerentia von Seidenblatt, auch ihrerseits den fremden Maler mit mißtrauischem Auge messend.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein,“ versetzte schnell

gefaßt Ludwig Versmissen. „Eine wunderbare Aehnlichkeit, die vielleicht nur in meiner Erinnerung liegt, ließ mich einige Augenblicke die Gesetze der Höflichkeit vergessen. Ich glaubte Ihnen vor Jahr und Tag weit, weit von hier schon einmal begegnet zu sein ... Jetzt sehe ich meinen Irrthum ein und bitte nochmals um Entschuldigung."

Emerentia's Züge wurden milder. Sie ging auf die Bemerkung Versmissen's nicht weiter ein, sondern wiederholte die zuerst an ihn gerichtete Frage in Bezug auf die Veranlassung seines Besuches.

„Ich habe Ihnen Grüße einer Freundin, einer Verwandten von mir zu überbringen," sagte der Maler.

„Von einer Freundin?" wiederholte das Fräulein. „Mir Grüße von einer Freundin? ... Ich hatte nie Freundinnen!"

„Dann würden Sie ja sehr unglücklich gewesen sein."

„Im Gegentheil! Wer keine Freunde besitzt, bleibt immer ganz unabhängig. Er braucht sich nie vor Andern zu bücken und ist sich immer selbst genug."

„Nur sehr charakterstarke Individuen sind dazu befähigt."

„Nehmen Sie an, ich sei eine solche Ausnahmsperson," fuhr Emerentia selbstgefällig fort. „Wer aber bildet sich denn ein, mich Freundin nennen zu dürfen?"

„Sibylle Ohrdruf, meine sehr liebe und noch immer ganz muntere Muhme," sagte lächelnd Versmissen. „Sie hat mir viele herzliche Grüße an Sie aufgetragen und mir auf die Seele gebunden, Ihnen dieselben persönlich zu überbringen."

„Falsch!" rief Emerentia aus. „Sie geben Ihre Grüße an eine falsche Adresse ab! Sibylle Ohrdruf war die Gespielin meiner Schwester Monica."

„Hoffentlich befindet sich dieselbe noch am Leben," versetzte der Maler, „und Sie können mir sagen, wo ich die Freundin meiner würdigen Muhme treffen kann?"

Emerentia von Seidenblatt vergaß ihr schmerzhaftes Leiden und richtete sich mit einer hastigen Bewegung auf.

„Nein!" sprach sie hart. „Monica von Seidenblatt ist für mich gestorben. Sie hat sich unwürdig benommen und unserer unbescholtenen Familie Schande gemacht!"

Ludwig Versmissen hatte eine derartige Antwort erwartet, da er der Worte Grant's gedachte, allein die Persönlichkeit des originellen Fräuleins besaß für ihn eine zu große Anziehungskraft gerade in ihrem herben, abstoßenden Wesen, so daß er noch einige Zeit bei ihr zu verweilen beschloß, selbst auf die Gefahr hin, die Eigensinnige, Leidende könne ihm ohne Umstände die Thür weisen.

„Das bedaure ich unendlich!“ sprach er herabgestimmt. „Meine wohlwollende Muhme hat mir von ihrer besten Jugendfreundin so viel Liebenswürdiges erzählt, daß ich selbst durch diese Mittheilungen ganz von derselben eingenommen wurde. Ließe sich nur eine Spur ermitteln, der ich folgen könnte, um sie vielleicht später noch einmal zu entdecken! . . . Sollten Sie, gnädiges Fräulein, gar nicht wissen . . .“

„Ich will nichts wissen,“ unterbrach Emerentia den Sprechenden. „Liegt Ihnen aber sehr viel daran, die Grüße Ihrer sehr geschätzten Muhme an Monica abzugeben, so . . . so . . .“

„Bitte, gnädiges Fräulein,“ fiel Ludwig Versmissen der Zaudernden in's Wort, „entziehen Sie mir Ihr Vertrauen nicht! Man hat mir gesagt, daß Sie tiefe Menschenkenntniß besitzen und daß Sie namentlich der Jugend Ihr Herz eben so gern erschließen, als Sie Ihre reichen Kenntnisse, den unerschöpflichen Schatz Ihrer Erfahrungen lehrend mit der Jugend theilen.“

Wiederum traf ein mißtrauischer Blick das Auge des Malers, zugleich aber zuckte um die eingefallenen Lippen der Geschmeichelten ein wohlgefälliges Lächeln.

„Ich weiß in der That nicht, ob ich Recht thue,“ sprach Emerentia, „wenn ich Ihnen behilflich bin, Monica von Seidenblatt, die freilich diesen Ehrennamen schon längst abgelegt haben wird, aufzusuchen. Ihr

Wesen, Ihre Höflichkeit gefällt mir. Wenn Sie sich nur nicht scheuen, eine Persönlichkeit, von der nicht Alle gut sprechen, fragen zu wollen, so könnten Sie vielleicht über das Verbleiben dieser Unwürdigen etwas Näheres erfahren."

Emerentia zögerte von Neuem und bemühte sich die Gedanken des Malers in dessen Augen zu lesen. Ludwig Versmissen's Blicke ruhten neugierig auf der Sprechenden.

„Kennen Sie den Pater Lorchheimer?" fuhr sie fort.

Versmissen stand auf.

„Ich bin ihm neulich begegnet," sagte er zerstreut.

„Pater Lorchheimer kann Ihre Frage beantworten, wenn er will," fuhr Emerentia fort, wieder in ihren etwas grollend klingenden Redeton verfallend, „nur dürfen Sie nicht sagen, daß Sie von mir kommen."

„Aber wen, meine Gnädigste, wen anders soll ich als meinen Führer dem Herrn Pater bezeichnen?" fragte Versmissen mit wachsender Ungeduld.

„Sie lebten einige Zeit in Italien?" fragte das Fräulein.

„Mehrere Jahre," erwiderte der Maler.

„Dann ist Ihnen auch geholfen," fuhr Emerentia von Seidenblatt fort.

„Sagen Sie dreist, Signor Morazzi sei ein Bekannter von Ihnen . . .“

„Wer!“ rief Versmissen ganz bestürzt.

Das Fräulein lächelte unheimlich.

„Signor Salvatore Morazzi,“ wiederholte sie mit fester Stimme. „Wenn Sie auch lügen, in diesem Falle schadet es nichts . . . Bleiben Sie ruhig dabei, Sie müßten Monica von Seidenblatt persönlich Grüße überbringen, und Pater Lorchheimer wird Ihnen, falls die Genannte noch am Leben ist, was ich glaube, deren Adresse nicht vorenthalten. Sie entschuldigen . . . .“

Während Ludwig Versmissen Emerentia ein zweites Mal wie verzaubert anblickte, lös'te diese das ihr Gesicht verhüllende Tuch, verließ das Sopha, öffnete einen Wandschrank und entnahm diesem ein Glas mit Blutigeln.

Der Maler wartete das fernere Thun des Fräuleins, das sich vor seinen Augen in eine Sibylle verwandelte, nicht ab. Er verbeugte sich und empfahl sich mit einigen stotternd gesprochenen Worten. Als er die Thür hinter sich zudrückte, glaubte er ein heiseres Lachen zu hören. Doch konnte es auch das Rollen des eigenen Blutes sein, das zuletzt in fieberhafte Wallung gerathen war.

Vor der Hausthür Emerentia's von Seidenblatt

rastete Versmissen eine kleine Weile. Dann schritt er eilig durch die Straßen, betrat die Wohnung seines Vetters, ging auf sein Zimmer und schrieb einige Zeilen an Pater Lorchheimer. Diese übergab er Cesare Maffei mit der Bitte, das Billet seiner Hochwürden zu überbringen und auf Antwort zu warten.

Der gefällige Lucchese erfüllte gern den Wunsch des befreundeten Malers. Schon nach viertelstündigem Harren erreichte Versmissen die Antwort des orthodoxen Pfarrers. Sie lautete:

„Monsignore Tommaso Vestucci, Hausprälat Sr. Heiligkeit, des in Gott ruhenden Papstes Gregor XVI., weiß allein über das Verbleiben der erwähnten Dame Aufschluß zu geben."

Ludwig Versmissen befühlte sich den Kopf, um sich zu vergewissern, daß er wirklich wache. Dann verbarg er das erhaltene Billet in sein Notizbuch. An demselben Tage erklärte er beim Abendessen Mathias Grant, daß er binnen wenigen Tagen nach Ostfriesland abreisen und bei Grevenhusen die Gebrüder Maffei erwarten werde. „Ende September muß ich wieder in Rom sein," sagte er. „Ich halte es hier nicht mehr länger aus."

„Beneidenswerther Glücklicher!" erwiderte der Rathsherr. „Es wäre Thorheit, wollte ich Dich zurückhalten! Reise also in Gottes Namen, schreibe mir oft,

gedenke mein in Liebe und bestelle mir für die Zukunft irgendwo in der Umgegend des Quirinal Quartier. In Jahresfrist, hoffe ich, schütteln wir uns auf dem Monte Cavallo, von Glück berauscht, selig die Hände. A rivederci in Roma!"



Leipzig,

Druck von C. P. Melzer.

